links

SOZIALISTISCHE ZEITUNG

Magdeburg – BRD schlagkräftig

Beruf Hure

UNCED: Zwei Jahre danach

Spanien: Politikkabarett

Südafrika: Wer mit wem?

TATSACHEN-
ENTSCHEIDUNG

der
abgestaubte ball der
abgetropfte ball der abge-
fälschte ball der abgeprallte ball
der angeschnittene ball der angenommene
ball der eingedrückte ball der abgegebene
ball der unterschätzte ball der verlorene ball
der geschleppte ball der geschobene ball
der hereingetriebene ball der direkt genomme-
ne ball der müde ball der tückische ball der schwie-
rige ball der ganz ruhig liegende ball der ganz
weich geschlagene ball der weich herein schwe-
bende ball der plötzlich heranschwirrende ball
der hinaus auf die linke seite wandernde
ball der schlecht kontrollierte ball der
falsch berechnete ball der im schlamm
stecken gebliebene ball der über
den kopf gezogene ball der im
fallen begrabene ball der
hereingeschaufelte
ball

Offenbach Nr. 289 26. Jahrgang W: DM 8,– / O: DM 5,– JUNI '94

Liebe Leserinnen und Leser,

Wie soll ein Schwerpunkt betitelt werden, der gemeinhin zur ganz und gar politisch randständigsten Sache dieser Welt erklärt wird und doch in einer Zeitung erscheint, die sich um die zentralen politischen Konflikte der Gegenwart bemüht? „Die Welt im Fußball 1994"? „Geheimnisse des Fußballsports"?? Nö. Dann vielleicht eher anspielungsgewitzt „Fußbälle, Kopfstöße, Einwürfe"? Schon mal gar nicht. Überzeugender eher: „Flanken ohne Hand und Fuß" bzw. „Lustig lacht das Leder wieder". Schließlich noch runder dünkte die Redaktion ein rotzfreches „Lauter Wadenkrämpfe", das wenig ausgewogene „Der Krampf um den Ball" schied hingegen aus. Was tun? „Kritik am Casinofußball" schien linksrelevant und *links*politisch zufriedenstellender, aber nein, auch hier wollte die tiefere Einsicht, daß „die Welt zwar kein Fußball (ist), aber im Fußball (...) sich eine ganze Menge Welt (findet)" (Ror Wolf), nicht recht rübergebracht sein. Deshalb schlicht und eingreifend fiel nun also ebensowenig die Wahl auf „Die Titelverteidigung", sondern sie traf „Tatsachenentscheidungen".

Die Geschichte, die den „Club" zum Abstieg zwang, beschert uns heuer demnach eines jener Ereignisse, auf das auch die *links* publizistisch diesmal nicht verzichten wollte. Trotz zahlloser readaktionsintern ausgetragener Gesinnungskämpfe und gewalttätiger Auseinandersetzungen, in denen die Fußball-Fraktionäre schließlich obsiegten, ist und bleibt es Tatsache, daß mit dem 17. Juni eine eher politikferne Zeit anbrechen wird, in der das „Fußball-Rennen" (Karl Valentin) allen Platz in den Köpfen und an anderen Orten einnehmen wird. Daß der Fußball und die Weltmeisterschaften im besonderen von politischen Hintergründen, machtgestützten Organisationen und gesellschaftlichen Bedingungen getragen und durchdrungen werden, will dennoch nicht vergessen sein. Die oftmals die Linke in der Sommerszeit angesichts ihres Lieblingssports ergreifende Sentimentalität darf deshalb durchaus „ein Stück weit" (Engholm) durcheinander gebracht, ja richtiggehend hinterfragt werden.

Warum, so fragt sich manch einer, muß und kann ein sportpolitisch-politökonomisches Zentralereignis wie die WM in einem Land stattfinden, dessen Sinn ein fußballoser ist? Weil „an Betätigung von Solidaritätsgefühl, von Schnelligkeit und Geistesgegenwart" american football und der altgediente Fußball letztlich wohl doch „gleich" (Egon Erwin Kisch) sind. Und was macht der Krempel in der *links*?

Nun, da sogar die Kölner Zeitschriftenkollegin EMMA in ihrer neusten Nummer eine „fußballernde Pastorin" samt der soziologischen Generalthese entdeckt hat, „daß das Gespräch über die angehende Taufe viel lockerer verläuft, wenn vorher über Tabellenrang und Torschützen gefachsimpelt wird", so soll auch nichts mehr dagegen sprechen können, an dieser Stelle Wissenswertes zu erfahren oder wiederzulesen, bevor der Ball dann unaufhaltsam losrumpelt.

Wir haben uns um Informiert- und Disparatheit der Beiträge bemüht, was für die im strengeren Sinn politischen Themen in diesem Heft ebensosehr gilt wie für jene des Schwerpunktes. Ulrich Brand und Peter Wahl kümmern sich um die Konjunktur einer internationalen Konferenzkultur, deren politische Programmatik letztlich nichts anderem dient als der fadenscheinigen Proklamation „nachhaltiger Entwicklung" mit dem Ziel, den Kampf um den Zugang zu Ressourcen ideologisch noch effektiver zu führen.

Reinhart Kößlers Rückblick auf die Wahlen in Südafrika ist durch die jüngsten Ereignisse bekräftigt worden. Jörg Lauterbach stellt die politische Arbeit der HWG vor, und Ludi Lodovico wirft einen Blick auf die nationalistischen Aufrüstungsbestrebungen innerhalb der PDS.

Wer noch nicht ausreichend versorgt ist, dem sei die Möglichkeit eingeräumt, die vollständige Fassung des Essays „Der Ball ist eine Totalität" (u.a. mit W. Jens, P. Iden, Fritz Walter und K.-O. Apel) gegen einen mit DM 3.- frankierten Rückumschlag bei der Redaktion zu bestellen.

Lesevergnügen erhofft sich und wünscht allemal

Die Redaktion

Es ist schlimm genug, doch ganz so auch wieder nicht wie es in Jörg Lauterbachs Artikel zur Tarifrunde '94 (*links* 5/94) erscheint. Im ersten Absatz ist von den tarifvertraglichen Vereinbarungen der IG Chemie die Rede, Erwerbslose zu 90 % weniger Lohn einzustellen.
Gemeint ist: zu 90 % vom Tariflohn.

IMPRESSUM

REDAKTIONSADRESSE:
Sozialistisches Büro,
Postfach 10 20 62, 63020 Offenbach,
Telefon 069 / 88 50 06, Fax 069 / 82 11 16

REDAKTION: Natascha Apostolidou, Ulrich Brand, Uwe Fahr, Christoph Görg, Joachim Hirsch, Eva-Maria Krampe, Thomas Kunz, Jörg Lauterbach, Ludi Lodovico, Luka Radenski, Jürgen Roth, Felix Schneider, Sigrid Schönecker, Urban Weber, Jens Winter
Unser Mann in Spanien: Holm-Detlev Köhler

HERAUSGEBERINNEN: Elmar Altvater, Ursula Beer, Klaus Briegleb, Andreas Buro, Josef Esser, Wolfgang Fach, Eike Hennig, Arno Klönne, Silvia Kontos, Hans-Martin Lohmann, Mohssen Massarrat, Ingeborg Maus, Margit Mayer, Wolf-Dieter Narr, Oskar Negt, Joachim Perels, Roland Roth, Gert Schäfer, Heinz Steinert, Klaus Vack, Edgar Weick, Gilbert Ziebura

STÄNDIGE MITARBEITER:
Robert Detobel, Dieter Maier, Lothar Baier

REDAKTIONSBÜRO: Sigrid Schönecker

VERLEGER UND VERTRIEB:
Verlag 2000 GmbH, Bleichstr. 5/7,
Postach 10 20 62, 63020 Offenbach

SATZ: Birgit Letsch, Verlag 2000 GmbH

TITELBILD: Ror Wolf

LAYOUT: Sigrid Schönecker,
Birgit Letsch

DRUCK: Ehgart & Albohn GmbH, Fernwald

ERSCHEINUNGSWEISE: monatlich,
11 Ausgaben im Jahr,
ISSN: 0024-404-X

REDAKTIONSSCHLUSS für die Juli/August-Ausgabe '94 ist der 16. Juni 1994

BEZUGSBEDINGUNGEN:
Einzelexemplare W: DM 8,-/O: DM 5,-
Jahresabonnement W: DM 75,-/O: DM 50,-
incl. Versand, Luftpostpreise auf Anfrage
Ermäßigtes Abonnement (s.S.43) DM 56,– gegen Vorlage einer Bescheinigung.

Abbestellungen müssen spätestens bis 31.10. vor Ende des Kalenderjahres schriftlich erfolgen. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, ebenso Übersetzungen und fotomechanische Vervielfältigung von Beiträgen, bedürfen der vorherigen schriftlichen Genehmigung des Verlages. Mit Namen gezeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Für Überschriften und Zwischentitel ist die Redaktion verantwortlich. Für Beiträge in *links* wird kein Honorar bezahlt. Texte können auf einer 5 1/4 oder 3 1/2 Zoll-Diskette eingeschickt werden.

EIGENTUMSVORBEHALT: Nach diesem Eigentumsvorbehalt ist die Zeitung solange Eigentum des Absenders, bis sie dem Gefangenen persönlich ausgehändigt ist. Zur Habe-nahme ist keine persönliche Aushändigung im Sinne des Vorbehaltes. Wird die Zeitschrift dem Gefangenen nicht persönlich ausgehändigt, ist sie dem Absender mit dem Grund der Nichtaushändigung zurückzusenden.

Fußballverlosung Seite 43

KOMMENTAR

Joachim Hirsch
Die Welt als Scherbenhaufen 4

AKTUELL

Thomas Kunz
Grün ist die Hoffnung.
Aber wessen? 5

Ludi Lodovico
Borniert ist,
wenn es national abgeht 8

Jörg Lauterbach
Beruf Hure 10

Jörg Lauterbach
„Montags laufen die
Geschäfte besonders gut“ 11

DOKUMENTATION

Gesinnungsjustiz par excellence!
Info zum Prozeß gegen Gunther 7

REZENSION

Meinhard Creydt
Erlebnis und Gesellschaft 40

THEMA: Tatsachen-entscheidung

Redaktion Sportkritik
Der Kampf um die
weltweite Leitsportart 23

Martin Krauß
Zur politischen Ökonomie
des Fußballs 25

Volker Goll
Support your local team
– gegen Rassismus 26

Julia Baumann / Ulrich Brand
„Da ist wirklich ein Junge
verloren gegangen“
Interview mit Horst Schmidt 29

Bernd Müllender
Papst segnet, Berti kokst
Der andere Fußball in bunten
und wilden Ligen 30

Dietrich Schulze-Marmeling
Bayern und Gladbacher
Zwischen Dichtung und Wahrheit 32

Gerhard Henschel / Günther Willen
Supersache! Lexikon
des Fußballs 34

Jürgen Roth
Essay: Der Ball ist eine Totalität
Texte und Tore 36

INTERNATIONAL

Reinhart Kößler
Südafrika: Politische Arrangements
und das riskante Erbe
der Apartheid 14

Holm-Detlev Köhler
Spanien: Felipe González – die
jungfräuliche Puffmutter 16

Peter Wahl
Warten auf Godot?
Zwei Jahre nach UNCED 18

Ulrich Brand
Globale Definitionsmacht
in wirren Zeiten
Zum Sinn der UNO-Weltkonferenz 20

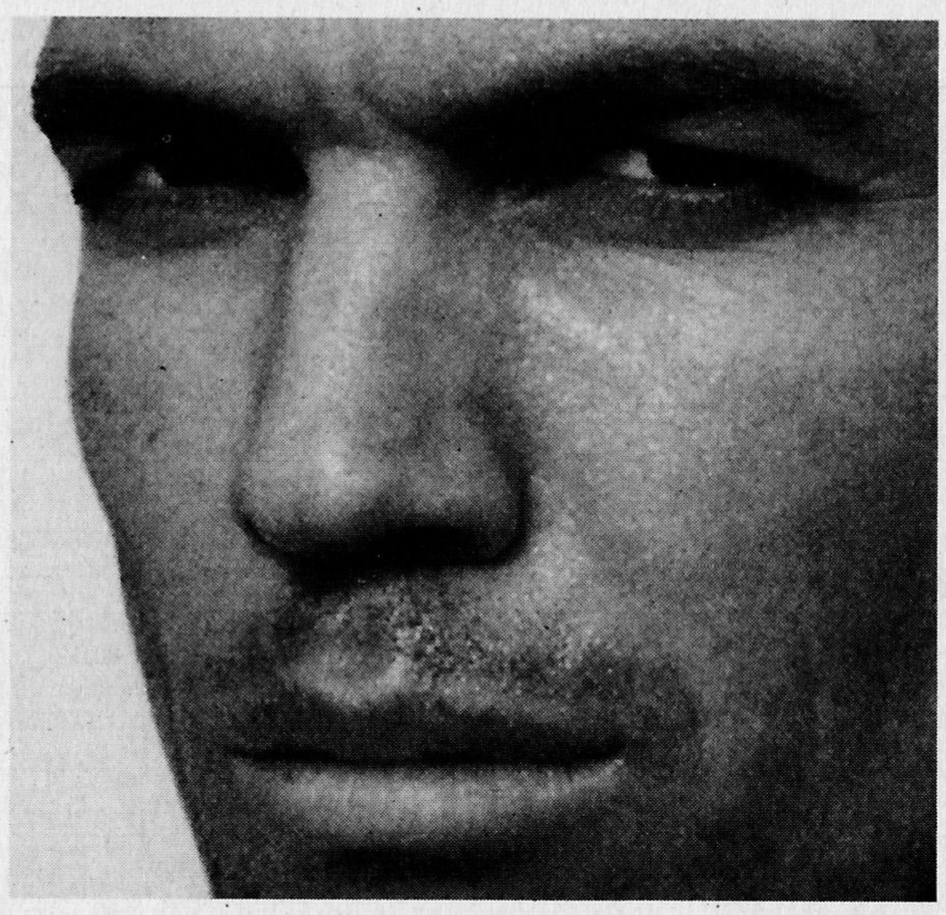
RUBRIKEN

Editorial 2

Termin 9

Leserbrief 9

cosa nostra
Abonnement 43



Der neue Kaiser von Deutschland (Panasonic - Werbung)

Die Bilder zum Schwerpunkt sind – sofern nicht anders angegeben – dem Buch „Ror Wolf, Das nächste Spiel ist immer das schwerste“ entnommen.

JOACHIM HIRSCH

Die Welt als Scherbenhaufen:

So hat Hans-Magnus Enzensberger vor Jahren eine klarsichtige Analyse der TV-Berichterstattung überschrieben, bevor er selbst deren Opfer wurde. Und dies zu Zeiten, als die Weltzustände noch verhältnismäßig stabil und kalte-kriegs-geordnet waren. Inzwischen versinken immer neue Teile des Globus in Krieg und Bürgerkrieg. Täglich kommen die Berichte über Barbarei, Tod und Massaker – ein Katastrophenszenario, das scheinbar unbegreifbar ist. Nicht jeder Tod, nicht jedes Massensterben sind den Medien gleich wichtig. Ihr Wahrnehmungsraster wird vor allem durch Aktualität, Entfernung, Hautfarbe und Zahl der Opfer bestimmt. Daß in Ruanda schon seit den siebziger Jahren das Morden zum Alltag gehört, war keine Meldung wert, bevor Hunderttausende starben. Und daß die Verhältnisse im Nachbarland Burundi nicht viel anders sind – wer nimmt davon Notiz? Das permanente Sterben in Angola hat auch keinen Neuigkeitswert mehr. Im Sudan verhungern die Menschen leise und damit wenig mediengerecht. Kambodscha oder Sri Lanka sind weit weg. Ob Europa in Bosnien stirbt, mag die Feuilletons beschäftigen. In Afrika jedenfalls läßt es sich sterben, und zwar zügig.

Vermittelt wird das Bild eines jenseits der Wohlstandsfestungen sich ausbreitenden Chaos, für das es keine rationale Erklärung gibt. Dosierte Betroffenheit verbindet sich dadurch mit programmierter politischer Hilflosigkeit. Das gängigste Erklärungsmuster heißt „ethnischer Konflikt". Das ist einfach, weil es ethnische Differenzen nun wirklich überall gibt, und es hat den Vorteil, daß die Betroffenen am Ende selbst schuld sind. Die Frage, wieso diese Konflikte gerade jetzt ausufern, wird nicht gestellt.

Ethnien, Völker, Nationalitäten werden durch Macht geschaffen und haben mit höchst Materiellem, nämlich mit schieren Überlebensmöglichkeiten, Privilegiensicherung, Ausbeutung und Verfügung über Ressourcen zu tun. Hier wäre anzusetzen, wenn wirklich nach Ursachen und Abhilfen gesucht würde. Was sich in den Katastrophenregionen der Peripherie abspielt, hängt mit dem Zusammenbruch des internationalen Machtgleichgewichts nach dem Untergang der Sowjetunion und einem kapitalistischen Weltwirtschaftssystem zusammen, das nach seinem „Sieg" in eine immer tiefere globale Krise taumelt. Hatte zu Zeiten des Kalten Kriegs noch jeder kleine Dritte-Welt-Konflikt die geostrategischen Interessen der Großmächte berührt und ihre kontrollierende Intervention herausgefordert, so zählen heute nur noch die ökonomischen Interessen der kapitalistischen Metropolen. Pech für diejenigen, die diesbezüglich nichts zu bieten haben. Ruanda ist eben nicht Kuweit. Noch entscheidender ist allerdings, daß in großen Teilen der Welt von „Entwicklung" selbst in einem bescheidenen ökonomischen Sinne nicht mehr die Rede sein kann. Dadurch vor allem zerfallen die Staaten und entbrennt der mörderische Kampf sich verselbständigender Machtcliquen um die verbleibenden Ressourcen.

Das systematische Ausblenden dieser Zusammenhänge bestätigt das zumindest unterschwellig vermittelte und offensichtlich rassistisch gefärbte Bild einer zur Selbstregierung nicht fähigen Peripherie, insbesondere in Afrika. Wurde vor Jahren noch – vergeblich – über eine andere Weltwirtschaftsordnung debattiert, so geht es inzwischen nur noch um „humanitäre" Militärinterventionen. Diese freilich beschränken sich auf Fälle, bei denen die Kosten-Nutzen-Kalkulationen der beteiligten Mächte einigermaßen aufgehen oder sich ein militärisch weniger riskantes und dafür international publicityträchtiges Militärmanöver anbietet wie in Somalia. Die ohnehin höchst unfähige Bürokratie der Vereinten Nationen bleibt Spielball von untereinander konkurrierenden und auf ihre jeweiligen ökonomischen und Herrschafts-Interessen bedachten Regierungen. An diesen Realitäten blamieren sich hehre Prinzipien allemal, und das einzige, was wirklich wie geschmiert funktioniert, sind die Waffenexporte eben der Staaten, die sich ansonsten für Menschenrechte stark machen.

Was zu tun wäre, liegt auf der Hand. Statt das notorische militärische Versagen der UN zu beklagen und Stammtischsandkastenmanöver abzuhalten, könnte über internationale Abhängigkeit und Ausbeutung und darüber nachgedacht werden, wie der Verelendung immer größerer Teile der Welt Einhalt geboten werden kann. Das ist eine zweifellos langwierige und schwierige Aufgabe, die noch dadurch kompliziert wird, daß dabei nolens volens die Grundlagen des bestehenden Wirtschaftssystems und damit auch hiesiger „Zivilgesellschaftlichkeit" berührt werden. Jenseits globaler Konzepte und Strategien gibt es darüber hinaus im eigenen Land viel zu tun, direkt und unmittelbar. Die Bundesregierung hat das ruandische, nun als Mörderbande entlarvte Regime bis vor kurzem massiv unterstützt. Auf die frühzeitigen Warnungen einiger versprengter EntwicklungshelferInnen hat niemand geachtet. Die Bundesregierung liefert der mit ihr verbündeten türkischen Regierung permanent und in großem Umfang Waffen, die gegen die kurdische Bevölkerung eingesetzt werden. Außenminister Kinkel leugnet dies ebenso wie sein Chef, obwohl die vorliegenden Beweise erdrückend sind. Nichts passiert. Eben dieser Kinkel weigert sich (so im SPIEGEL vom 9.5.94), wegen permanenter Menschenrechtsverletzungen Druck auf die türkische Regierung auszuüben und begründet das damit, daß die Bundesrepublik nach Hoyerswerda, Rostock, Solingen usw. diesbezüglich selber Dreck am Stecken habe. Er verkündet also deutsch-türkische Komplizenschaft bei Menschenrechtsverletzungen als außenpolitische Maxime. Schließlich: das Land Rheinland-Pfalz unterhält eine Partnerschaft mit Ruanda, in dessen Rahmen mehrere Kooperations- und Hilfsprojekte durchgeführt wurden. Nach Ausbruch der jüngsten Massaker versuchten einige staatliche und private Stellen, wenigstens ihre ruandischen MitarbeiterInnen zu retten. Die Bundesregierung verweigerte die Einreisevisa in der Konsequenz einer Asylpraxis, die die Opfer der eigenen Politik zynisch dem Verderben anheimgibt.

Von der „einen Welt" wird viel geredet. Täte man es ernsthaft, so wäre zu realisieren, daß die sich häufenden Katastrophen, Kriege und Gemetzel zwar nicht die einzige, aber eine wesentliche Ursache hier, in den Zentren der kapitalistisch-wesentlich-demokratischen „Zivilisation" haben. Man muß nicht noch einmal beim Kolonialismus anfangen, der viele Weltregionen nachhaltig ruiniert hat. Politische Intervention, ökonomische Erpressung und miltärische Gewalt bestimmen nachwievor die globalen Verhältnisse. Die Sicherung der herrschenden Zustände hat ihre Opfer vor allem anderswo und verlangt, daß sie abgewiesen werden, selbst wenn ihr nacktes Leben auf dem Spiel steht. Sollen wir ernsthaft das Fehlen der Demokratie in Afrika beklagen? ●

Bad Kleinen '93 *– Gestreßte GSG9-Beamte 'treiben' Wolfgang Grams in den 'Selbst'mord,*
Fulda '93 *– Überforderte Polizeibeamte 'verwechseln' GegendemonstrantInnen mit Rechtsradikalen, nehmen die Falschen fest und 'vergessen' Videoaufzeichnungen einer neonazistischen Demonstration auf dem Fuldaer Domplatz anzufertigen,*
Magdeburg '94 *– Schlecht ausgerüstete PolizistInnen in langsamen Trabis versuchen vergeblich, flinke, unorganisierte und (war klar) unpolitische Jugendliche von ihrem, dem Ansehen Deutschlands schadenden Tun abzuhalten.*
Kurzum: Staatsnotstand!

THOMAS KUNZ

Grün ist die Hoffnung. Aber wessen?

Das darf nicht so bleiben!" rufen die einen. Nur sofortige Befugniserweiterungen, bessere Ausrüstung und noch mehr PolizistInnen können die 'Innere Sicherheit' gewährleisten, denn momentan sind 'unsere' (?) Sicherheitskräfte überfordert.

„Stimmt nicht, es ist bereits alles vorhanden!" rufen andere, sich aufgeklärter wähnende (Zeit)Geister. Wenn nur der freiheitliche Rechtsstaat seine Zähne zeigen würde, „...gerade so wie bei der RAF" dann... ja, was dann?

Die 'Überforderung der Sicherheitskräfte' ist auffallend oft ein wohlfeiles Argument, wenn es darum geht, deren folgenreiche An- bzw. Abwesenheiten (je nachdem) zu entschuldigen. Das Argument ist dabei in doppelter Weise tauglich.. Es verharmlost die Ereignisse (wie z.B. in Bad Kleinen) und provoziert – wenn mensch sich erstmal drauf eingelassen hat – die beabsichtigte Antwort: mehr von allem! Mehr SEK's, mehr Waffen, mehr 'Lauschangriff'. Dieses amtliche Sicherheitskonzept eines 'hö-her, schneller, weiter' folgt einer Strategie der scheinheiligen Zugeständnisse: es werden Fehler eingeräumt, diese liegen aber nicht in der gesellschaftlichen Verfaßtheit des Sicherheitsapparates begründet, sondern in dessen unzureichender Aus- und Aufrüstung, und – last but not least – sind die Medien doch auch ein bißchen mit Schuld.

Ehe mensch sich's versieht, sind die 'Sicherheits'-kräfte solche geblieben, soll hei-ßen: aus der Kritiklinie. Selbige werden gar nicht mehr in Frage gestellt. Wurden sie's überhaupt? Die Diskussion der letzten Wochen ging zu keiner Zeit so weit, dank o.g. Argumentation. Diese leistet nämlich zweierlei: erstens den Hardlinern Vorschub, die einer weiteren Militarisierung der gesellschaftlichen Verhältnisse das Wort reden, und zweitens verschiebt sie das öffentliche Interesse auf eine weit weniger brisante Ebene. Von nun an geht es nur noch darum, ob ein Tag oder zwei Wochen Sicherungsgewahrsam ausreichen bzw. ob zwei, fünf oder zehn Hundertschaften genügen. Wozu bzw. wogegen? Ganz klar, gegen Gewalttäter – rechte und linke selbstverständlich! Schlimmer noch ist's diesbezüglich bei den RuferInnen der Kategorie 2, des „Wo-bleibt-denn-da-die-Polizei?". In dieser Ecke findet sich auch manch ein Gesicht aus der ehemals nicht-staatstragenden Linken. Die fatale rechts/links-Gleichsetzung wird hier in vorauseilendem staatsbürgerlichen Gehorsam gleich frei Haus geliefert. Zu sagen „...bei der RAF haben die ja auch hart durchgegriffen", erweist sich in mehrfacher Hinsicht als Bärendienst. Im nachhinein erhält der 'deutsche Herbst' einen Persilschein der Rechtsstaatlichkeit auch aus linker Ecke. Aus den Renegaten von einst wurden reumütige SpätheimkehrerInnen, die nichts besseres zu tun haben, als den Haussegen der FDGO mit geraderücken zu helfen. Schwerer wiegt jedoch ein anderer Aspekt dieser Staatsbeschwörungen: gerade jene Rechtsradikalen, deretwegen dieser Ruf angestimmt wurde, könnten sich ob dieser unfreiwilligen Zuar-

Foto: Thomas Kunz

Diese Woche im Super-Sonderangebot: Innere Sicherheit

Es wird Zeit, daß sie rauskommen!

Christine Kuby wurde im Januar 1978 in Hamburg nach einer Schießerei verhaftet. Damals war sie 20 Jahre alt. Bei der Festnahme wurde sie und einer der Polizisten verletzt. Angeklagt und verurteilt wurde sie wegen „versuchtem Mord". Das Jahr 1978 war geprägt von einem Klima der „Terroristen"-Hetze und des staatlichen Ausnahmezustands. Allein in Hamburg wurden damals innerhalb von 10 Monaten 4133 Personen und 3496 Fahrzeuge überprüft. Das Kontaktsperregesetz wurde erlassen, die Trennscheibe auch bei Verteidigerbesuchen zur Vorschrift. Christine wurde während des Prozesses ausgeschlossen und zur Urteilsverkündung gefesselt vorgeführt. Sie wurde zu lebenslänglich und zusätzlichen 10 Jahren verurteilt – für zwei Schüsse, die sie auf Polizisten abgab, um sich ihrer Verhaftung zu widersetzen. Im SPIEGEL wurde damals die Frage nach einem „Scheinverfahren" gestellt, das „gespenstische Form" angenommen habe, „wie bei Kafka".

Die ersten 19 Monate nach ihrer Verhaftung war Christine in Einzelisolation. Nach einem kollektiven Hungerstreik der RAF-Gefangenen kam Christine Kuby 1979 nach Lübeck, wo sie heute mit Hanna Krabbe und Irmgard Möller in einer Kleingruppe inhaftiert ist.

Wie die anderen Gefangenen, die 15 Jahre oder länger in Haft sind, stellte Christine Kuby im Oktober 1992 einen Antrag auf Haftentlassung, in dem sie noch einmal erklärt: „Die RAF hatte sich auf der Grundlage ihrer politischen Einschätzung der gesellschaftlichen Verhältnisse zu Beginn der siebziger Jahre entschlossen, das von ihr angestrebte Ziel einer gesellschaftlichen Veränderung mit dem Mittel des bewaffneten Kampfes durchzusetzen. ...alleinige Motivation für alle war das angestrebte politische Ziel einer durchgreifenden gesellschaftlichen Umwälzung." Trotzdem wurde zur Vorbedingung für eine Haftentlassung ein psychiatrisches Gutachten von den Richtern bei ihrer Anhörung gefordert. Ein Vorgang, der von allen RAF-Gefangenen abgelehnt wird, weil ein solches Gutachten ihre damalige Entscheidung psychiatrisieren und damit entpolitisieren soll.

beit die Hände reiben, schließlich ist ein autoritärer Staat das, was auch sie zum Ziel haben.

Endlich, wir können diesen Ruf nur als heillose Gutgläubigkeit interpretieren. Ihm muß der entlastende Glaube zugrunde liegen, die staatliche Gewalt wird's schon richten und wenn mensch kräftig nach ihr ruft, dann kommt sie z.B. in Form vieler 'guter' PolizistInnen. 'Starker Staat' wird hier identifiziert als 'guter', gerechter Staat.

Kaum jemanden interessiert aber noch, von was eigentlich 'mehr' gefordert wird – und von wem! In den alten Bundesländern zeigt sich sehr anschaulich, wohin besser ausgerüstete, beamtete Schläger eilen und wem zur Hilfe. Es seien illustrierend nur zwei spektakuläre Ereignisse erwähnt: der 'Münchner Kessel', ermöglicht von bayerischen USK-Beamten gegen trillerpfeifende Gegen-DemonstrantInnen (anläßlich des Weltwirtschaftsgipfels 1992), und der massive, quasi-militärische 'Schutz' durch Sonder-, BGS- und Polizeieinheiten während des letztjährigen Verfassungsbruches in Bonn anläßlich der Verabschiedung des neuen Asylgesetzes.

Der 'starke Staat' braucht also gar nicht gefordert zu werden, er ist bereits Realität. Genausowenig bedarf es der nachdrücklichen Bitte „die rechtsstaatlichen Zähne zu zeigen". Nicht unpolitische Unzulänglichkeiten des Polizeiapparates sind das Problem, sondern daß dessen unterschiedliche Reaktionsweisen politische Wertigkeiten indizieren, die es ratsam erscheinen lassen, nicht in das Geschrei nach mehr Polizei einzufallen. In Anbetracht all der Berichte, die es über Polizeiverhalten von Rostock und Mannheim-Schönau über Bad Kleinen bis Magdeburg gegeben hat, sollte zuerst überlegt werden, ob statt 'mehr' Polizei nicht besser deren Auflösung gefordert werden sollte.

Weitergehend müßte gefragt werden, inwieweit sich der für die gesamte Gesellschaft zu konstatierende 'Rechtsruck' nicht auch im Polizeiapparat wiederfinden muß. Schließlich nimmt selbiger nicht eine Position des 'Außen' ein. Seine Angehörigen sind nicht nur 'Staatsbürger in Uniform' (im schlechtesten Sinne), sondern fühlen sich sicherlich z.T. genauso als 'Deutsche' wie die Schläger, denen sie, zwecks 'Schutz' vor angegriffenen und sich deshalb bewaffnenden MigrantInnen, zur Hilfe eilen. Wer könnte bezweifeln, daß erstere nicht genauso „stolz auf's Deutschsein" sind wie vorletztere? Wen wundert's wenn sich solch Nationalgefühl auch ähnlich manifestiert? Damit ist nicht gemeint, polizeiliche Übergriffe und rechtsextremistische Angriffe seien das gleiche. Es geht schließlich nicht darum, den Sicherheitsbehörden 'Blindheit' auf dem rechten Auge zu unterstellen, das wäre eine zu platte Entschuldigung. Im Gegenteil, von Blindheit kann keine Rede sein. Vielmehr gilt es zur Kenntnis zu nehmen, daß sich die Polizei anscheinend überhaupt nicht unwohl fühlte, beim Zuschauen in Magdeburg. Vom 'Schauen' zum 'Hauen' war's dann nur noch ein kleiner Schritt. Insoweit hat sogar Innenminister Remmers recht, wenn er meint, das 'Versagen' der Poliezi sei kein Thema. Die hat nämlich nicht 'versagt', sondern im Gegenteil: funktioniert. Nachdem diese Gesellschaft durch die Asyldebatten der letzten Jahre (nicht nur) ideologisch bestens 'vorbereitet' wurde, findet nunmehr der Polizeiapparat zu sich und tritt aus dem legislativen Schatten heraus. Es zeigt sich, was in anderen gesellschaftlichen Bereichen schon lange nichts Neues mehr ist: rassistischer Konsens. Die neofaschistischen Schlägertrupps muten fast schon als das kleinere Übel an, in anbetracht eines gut bewaffneten, unverhüllt nach rechts tendierenden Polizeiapparates. Dessen größte Herausforderung ist, daß ihm die Straße streitig gemacht wird. In Magdeburg hat er sie sich, Knüppel sei Dank, zuletzt wieder zurückgeholt. Ein Recht auf Selbstverteidigung gibt es eben nur für Deutsche. Das 'staatliche Gewaltmonopol' mußte und wurde wieder hergestellt: wenn in diesem ordentlichen Land schon jemand MigrantInnen verprügelt, dann wenigstens die Polizei!

Die 'Zwischenfälle' von Magdeburg haben all dies nicht erst ans Tageslicht gebracht, sondern lediglich bestätigt. Die pflichtschuldigen Mißbilligungen der Großen Koalition werden sich wieder legen, spätestens dann, wenn ein Polizeipräsident den Hut nimmt. PolitikerInnen jeglicher Couleur haben dafür ein Gespür. In Anbetracht der ungewohnt scharfen öffentlichen Kritik kochen einige AufRechte munter ihr 'links-gleich-rechts-Süppchen', hingegen stimmen die meisten anderen 'VolksvertreterInnen' unisono in die oberflächliche Schelte an den Sicherheitskräften ein. Mit Kalkül, denn es ist im Moment eher ratsam, die Kritik auf die Magdeburger Polizeibehörde zu lenken. Es ist allemal besser, solch' ein Bauernopfer zu bringen und sich einmal in den Chor der PolizeikritikerInnen einzureihen. Das schafft medienwirksame Distanz, anstatt selber unangenehme Fragen beantworten zu müßen. Denn eines sollte mittlerweile bekannt sein, daß nicht ein wie auch immer gearteter rechter Rand das eigentliche Problem darstellt (obwohl Aktionen dagegen gleichsam notwendig sind). Genau an diesem Punkt zeigt sich, daß 'Polizeikritik' eben nicht gleich 'Polizeikritik' ist. Diesen Gewaltapparat gerade nicht als losgelöst vom 'Rest' zu verstehen, erweitert die Dimension der Kritik an ihm: die entscheidende Auseinandersetzung findet in der Mitte dieser Gesellschaft statt, dort, wo z.B. das Recht auf Asyl abgeschafft wurde – und genau dort steht letztlich auch die Polizei, neben den PolitikerInnen und aufgeklärten BürgerInnen, die Kerzen gegen Rassismus anzünden und gleichzeitig für die Abschiebung 'straffälliger' KurdInnen plädieren. ●

Während rechtsradikale Randalierer juristisch kaum belangt und Ermittlungen oftmals nur aufgrund des öffentlichen Drucks aufgenommen werden, sind Staatsanwalt und Polizei bei Linken weniger zimperlich. Hier wird die Unschuldsvermutung meist kurzerhand außer Kraft gesetzt, denn für diesen Staat steht der Feind links. Dies dokumentieren auch die Verhaftungsumstände und der Prozeßverlauf gegen Gunther, einen Wiesbadener Antifaschisten, der Anfang 1993 im Anschluß an Proteste gegen ein Organisationstreffen der rechtsradikalen „Deutschen Alternative" in Mainz festgenommen wurde. Anläßlich des Prozeßbeginns dokumentiert die links in gekürzter Form den Text der Solidaritätsgruppe.

Gesinnungsjustiz par excellence!

Info zum Prozeß gegen Gunther

Etwa einhundertfünfzig Polizeibeamte wurden aufgeboten, um die umfangreichen „Sicherheitsvorkehrungen", die den gesamten Justizkomplex am Mainzer Landgericht umfaßten, zu gewährleisten. Absperrgitter, Polizeihunde, strenge Personenkontrollen und alleine eine Hundertschaft Grünuniformierter innerhalb des Gerichtsgebäudes bestimmten am 25. April den Prozeßauftakt gegen Gunther. Die Staatsanwaltschaft wirft ihm im Zusammenhang mit einem Organisationstreffen der verbotenen „Deutschen Alternative" (DA) schweren Landfriedensbruch vor. Die Inszenierung eines politischen Schauprozesses war vorherbestimmt. Der Vorsitzende Richter Jungbluth hatte bereits im Februar '93 die Haftfortsetzung der fast sechsmonatigen Untersuchungshaft ausschließlich mit braun eingefärbten Ausführungen begründet: „... Der Beschuldigte ist (...) Mitglied einer sich antinational sozialistisch bezeichnenden Gruppe (...). Bereits die hohe Straferwartung begründet die Fluchtgefahr, die dadurch verstärkt wird, daß er als Mitglied der autonomen Szene jederzeit in den Untergrund abtauchen kann." Kommentar dazu von Rechtsanwalt Fresenius zu Prozeßbeginn: „Ein autonomer Untergrund ist nicht gerichtsbekannt."

Die Rechtsanwälte E. Biskamp und B. Fresenius stellten u.a. mehrere Befangenheitsanträge gegen den Vorsitzenden Richter Jungbluth und einen weiteren Richter, die beide an dem zitierten Beschluß zur Fortdauer der Untersuchungshaft beteiligt gewesen waren. Grund für die angenommene Befangenheit der Richter gab außerdem die Anwesenheit von vier bewaffneten Polizisten im Gerichtssaal. Schon im Vorfeld des Prozesses hatte sich herausgestellt, daß die 1. Strafkammer gewillt war, ihrem Ruf als „Hardliner" gerecht zu werden. Zwei Wochen vor Beginn der Verhandlung wurde Gunther der völlig unbekannte Rechtsanwalt Kusel aus Mainz auf Gerichtsbeschluß zum Pflichtverteidiger bestellt. Ein Antrag auf Verpflichtung von Rechtsanwalt Fresenius aus Frankfurt, der Gunther bereits seit 1½ Jahren vertritt, wurde abgelehnt. Einen zu Verhandlungsbeginn verlesenen Beschluß des OLG Koblenz, worin die Beschwerde von Rechtsanwalt Fresenius gegen seine Ablehnung als Pflichtverteidiger stattgegeben wird, ignoriert die Mainzer Kammer kurzerhand. Herr Kusel muß für den gesamten Verlauf des Prozesses als Statist däumchendrehend der Verhandlung beiwohnen, obwohl er als sogenannter „Zwangsverteidiger" von seinem „Mandanten" abgelehnt wird.

Entgegen diesem knallharten juristischen Kurs war das Gericht gezwungen, dem breiten öffentlichen Interesse auch zahlreicher PressevertreterInnen Rechnung zu tragen. Die Vertreter der Staatsgewalt mußten es über sich ergehen lassen, daß Gunther eine achtseitige Prozeßerklärung vortrug. In dieser gab er eine detaillierte Auflistung faschistischer Übergriffe, die von den Staatsschutzbehörden wie der Presse in Mainz totgeschwiegen werden, sowie eine Einschätzung seines Verfahrens als Gesinnungsjustiz, darüber hinaus einen Abriß der faschistischen und rassistischen Kontinuität der BRD. Ein für den Prozeßverlauf wichtiger Schwerpunkt der Erklärung beschäftigt sich akribisch mit der Organisierung und den Aktivitäten der Nazi-Szene in Mainz. Entsprechend gut vorbereitet wurden von Gunthers Verteidigung genau zu diesem Thema jene acht DA-Anhänger befragt, die nach der Anklageschrift am 6.6.93 von Gunther und etwa 30 unbekannten Mittätern aus der linken Szene überfallen worden waren. Am 2. Verhandlungstag legte die Verteidigung mit gezielten Fragen an die ZeugInnen der Anklage die faschistischen Strukturen in Mainz frei, die Gunther bereits in seiner Prozeßerklärung ausführlich beschrieben hatte.

Einige ZeugInnen hatten sich offensichtlich abgesprochen. Zwei hatten dazu allerdings keine Gelegenheit – sie mußten aus der JVA vorgeführt werden und waren weit gesprächiger. Die beiden sitzen zur Zeit in Görlitz in U-Haft mit dem Vorwurf des „schweren Landfriedensbruchs und der schweren Körperverletzung in zwei Fällen".

Trotz ihrer Absprachen und obwohl nur einer zugibt, gegenwärtig Mitglied einer rechtsradikalen Vereinigung (DN – Deutsche Nationalisten) zu sein, ergibt sich ein klares Bild der „Geschädigten". Ihren politischen Standpunkt beschreiben sie selbst als „normal", eben: „rechts", „deutsch", „patriotisch". Die meisten von ihnen haben eine einschlägige Vorgeschichte, die Schlägereien mit ausländischen Jugendlichen, Angriffe auf junge Ausländerinnen in Mainz-Kastel 1992, auf BesucherInnen eines Punkkonzerts in Bretzenheim 1990 einschließt. Andreas Orf, einer der Zeugen, meldete 1993 den Rudolf-Hess-Marsch in Wiesbaden an. Eine Zeugin war vor kurzem in einem Beitrag des Spiegel-TV über „rechte Frauen in der Bewegung" zu bewundern gewesen, in dem sie als Sprecherin der „DN" präsentiert worden war. Bei Hausdurchsuchungen bei einigen von ihnen wurden Nazi-Materialien sichergestellt.

Entgegen der Vernehmung der Faschisten, deren Aussagen insgesamt ein recht klares Bild vermitteln, bleibt die Beteiligung der Mainzer Staatsschutzbehörden an den Vorkommnissen des 6.1.93 auffällig im Dunkeln.

Allerdings ist augenscheinlich, daß die Beamten, die Gunthers Festnahme, die Durchsuchung der Fahrzeuge oder Spurensicherung und Vernehmung durchgeführt hatten, instruiert worden sind. Obwohl die acht Faschisten bei der Auseinandersetzung am 6.1.93 niemand erkannt hatten, wurde Stunden später Gunthers Autokennzeichen an alle Polizeistreifen weitergegeben. Offensichtlich handelte es sich bei der Festnahme auf der Schiersteiner Brücke in Richtung Wiesbaden drei Stunden später um eine gezielte Maßnahme.

Insgesamt liegt daher die Vermutung nahe, daß hier wieder ein „politisches Exempel" statuiert werden soll. ●

Nächster Verhandlungstermin:
Montag, den 6.6.1994 um 8.30 Uhr, Landgericht Mainz, Diether-von-Isenburg-Straße.

LUDI LODOVICO

Borniert ist, wenn es national abgeht

Bei der PDS brodelt es, seit Heinrich Graf von Einsiedel auf der offenen Liste kandidiert. Der Mann hat, was für einen Deutschen seines Alters (geb. 1921) nicht üblich ist, eine respektable Biographie, wenn man einmal davon absieht, daß er sich als knapp Zwanzigjähriger der millionenfach gelebten Illusion hingab, in Hitlers Elitetruppe ließe sich am besten gegen Hitler kämpfen. Als er mit 21 Jahren über Stalingrad abgeschossen wurde, erwachte er aus diesem nationalen Traum. Mit Ulbrichts und den Moskauer Stalinisten überwarf er sich, weil man ihn zum Stasi-Büttel machen wollte, ging in den Westen und wuselte bei der SPD herum, bis diese auf die Idee kam, Flüchtlinge zu schützen, indem sie ihnen die Zuflucht in die BRD möglichst erschwert. Wie gesagt, gegen diese Biographie ist wenig zu sagen.- Etwas schwieriger wird es, wenn Graf von Einsiedel redet. „Jetzt ist die Zeit gekommen, sich wieder als Sozialist zu bekennen", gab er zu Protokoll (Neues Deutschland 14.3.1994). Das freut jene, die das glauben wollen müssen. Mitunter entfallen dem Grafen von Einsiedel jedoch Peinlichkeiten in Serie: mal sagt er, er sei „letzten Endes immer noch ein Deutschnationaler", und mal will er die „Nationalhymne anstimmen", wenn er die „ehemalige Zonengrenze" passiert (ND 14.3.94). Fragt man nach, nimmt er alles zurück, redet von „mißverständlichen Äußerungen" oder räumt ein: „das war dumm und salopp formuliert... Ich rede so, wie mir der Schnabel gewachsen ist". Dann wieder ein idiotischer Imperativ: „Liebe andere Nationen wie die eigene" (Disput 8/1994).

Die nationale Grundierung hat sich im Bewußtsein des Grafen von Einsiedel offenbar sehr tief eingefressen und viel Rationales zerstört: „Einerseits lehnten wir gefühlsmäßig die Nazis ab – andererseits dachten und handelten wir national" (ND 14.3.94) – über diese erbärmliche Landserwahrheit, die uns Alfred Dregger (CDU) seit den 70er Jahren vorbetet, ist Graf von Einsiedel leider auch 1994 noch nicht hinausgelangt. Sieht so ein Linker der 90er Jahre aus? Gute Nacht. Derlei Flausen wären nicht weiter schlimm für einen Leutnant aus Hitlers Armee, aber diskussionspflichtig wird die Sache, wenn es um einen Kandidaten geht. Oder qualifiziert historische Vernagelung in der PDS für Listenplätze?

Ein paar Leute aus der PDS versuchten es – vom Westen her gesehen altmodisch – mit dem Diskutieren (und Polemisieren). Sie griffen den Kandidaten und dessen nationale Träumereien an. Dafür kriegen sie parteiamtliche Prügel: M.Pickardt wirft ihnen „Schmuddel-Methoden" (Disput 8/1994) vor, redet aber nicht von Inhalten; richtig langen jedoch erst L.Bisky, A.Brie, C.Gohde, G.Gysi und A.Lederer zu – pikanterweise unter einem Titel, der für niemanden so rundum zutrifft wie für den redseligen Grafen von Einsiedel: „Die Borniertheit erneut als eine politische Kategorie?" (ND 29.3.94).

Die Replik holt historisch weit aus. Das tat auch der Exkanzler Helmut Schmidt, als er die deutschnationale Weisheit, wonach „Deutschland" mit Otto dem Großen (962) begonnen habe, aufwärmte (FR 12.9.1992). Otto kannte allerdings weder das Wort „Deutschland" noch „Deutscher" oder auch nur „deutsch". Staatsrechtlich verbindlich erscheint Schmidts „tausendjähriges" Deutschland erstmals in der Bundesakte von 1815; und Bismarck durfte 1871 den Begriff „deutsches Volk" nicht in die Verfassung aufnehmen, da ihm sonst die Bundesfürsten, die „ihre" Hessen, Bayern, Mecklenburger etc. als Untertanen behalten wollten, nicht gefolgt wären in den Spiegelsaal von Versailles. Eine von den Landeszugehörigkeiten unabhängige deutsche Staatsbürgerschaft schufen überhaupt erst die Nazis mit der Verordnung vom 5.2.1934.

In der ernsthaften Literatur und vereinzelt bereits in Schulbüchern kann man das nachlesen. Nicht zuletzt die alte DDR-Geschichtsschreibung des Mittelalters – allen voran Eckhard Müller-Mertens – sorgte mit ihren unerbittlich vorgetragenen Argumenten dafür, daß die deutschnational eingefärbte westliche Lesart zurückgedrängt wurde. Davon spürt man in den „notwendigen Anmerkungen" der fünf PDS-Oberen gar nichts. Zuerst wollen sie uns mit peinlichem Pathos weismachen, „für so einen" wie den Bismarck-Urenkel zählten natürlich nicht Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung und rationaler Argumentation, sondern so etwas wie Wurzelhaftigkeit: „Der Umstand erklärt, weshalb ein solcher Mensch stärker in der Geschichte wurzelt, und warum er mitunter eine größere Verantwortung verspürt als andere für das, was im Laufe der Jahrhunderte Generationen geleistet haben" (ND 29.3.94). Klar, daß „für so einen... die deutsche Nation auch nicht im Spiegelsaal von Versailles geboren wurde" (wo sie ja nicht einmal auf dem Papier dabei sein durfte!), sondern „in Junker Jörgs Kemenate auf der Wartburg,... beim Drucker Gutenberg,... auf mecklenburgischen Kornfeldern, in den jüdischen Synagogen,... in den Berliner Manufakturen" und natürlich in „Goethes Dichterwerkstatt... Nation ist für so einen nicht primär politische Kategorie, sondern eine kulturell-geschichtliche". Wenn man das teigige Pathos und den schwarz-rot-goldenen Kitsch abzieht, bleibt die Unterscheidung zwischen politischem und kulturellem Nationsbegriff. Pech nur, daß auch der kulturelle Begriff von Nation erst im 19.Jahrhundert eine Rolle spielt und „Deutsch" zuvor mehr oder weniger nur als Sprachenbezeichnung geläufig war. Als Luther 1520 an den „christlichen Adel deutscher Nation" appellierte, meinte er schlicht den Adel deutscher Sprache in den verschiedenen staatlichen Gebilden des Reichsgebiets. So simpel ist das, wenn man den „nationalistischen Kleister", von dem die PDS-Oberen so reden, als ob er nicht ihre eigenen Brillen trübte, abreibt. Den Singular „Deutschland" verwendeten

Im Mai erschienen

Lissy Schmidt

Wie teuer ist die Freiheit?
Reportagen aus der selbstverwalteten kurdischen Region 1991–1993
232 Seiten, DM 24,00 / ÖS 187,00 / SFR 25,00

Neuer ISP Verlag, Kasseler Str. 1a, 60486 Frankfurt

seit der Reformation ein paar hochgestimmte humanistische Protestanten, aber üblich war nur der Plural „deutsche Lande", weil es eben kein real existierendes Deutschland gab, sondern nur deutsche Länder.

Die Nationen „wurzeln" nicht in geheimnisvoller Tiefe, sondern sind im kulturellen und wie im politischen Verständnis recht junge Erfindungen. Die Anfänge der Nation findet man notorisch zwischen Buchdeckeln: „In einem gewissen Sinne sind es die Historiker, die die Nationen schaffen" (Bernard Guenée 1971).

Das Geschichtsbild der PDS-Oberen ist für Nationale korrekt, für Demokraten gemeingefährlich und für Sozialisten eine Katastrophe: da wird ein Vertrag, den ein paar Fürsten schließen – die Goldene Bulle von 1356 – unter der Hand zum „berühmten Reichsgrundgesetz,... das sich die Deutschen gaben". Die Deutschen? Die gab es unter Karl IV. zwar nicht, und beim Vertragsschluß waren sie auch nicht dabei, aber wer den in Frankreich erzogenen Böhmen partout germanisiert haben will, kann ihm zugute halten, daß in seiner Prager Kanzlei außer viel Lateinischem auch ein wenig Frühneuhochdeutsches geschrieben wurde. Mit dem Vorwurf der „Kulturarmut" sollte man in den oberen Etagen der PDS doch etwas vorsichtiger umgehen. Derlei gerät leicht zum Eigentor.

Natürlich geht es nicht darum, die Realität der deutschen Einheit zu leugnen. Sie ist da. Aber zu kritisieren sind die Formen, in denen sie realisiert wird. Und zu kritisieren sind die asozialen und nationalen Vorzeichen, unter denen die Vereinigung stattfindet. Und wer dies tun will, dem helfen der gesprächige Graf von Einsiedel so wenig wie die biedersinnige Unterscheidung, die den intellektuellen Horizont der PDS-Oberen prägt. ●

Leserbrief

Betr.: *links* Heft 287
zu „Innere Sicherheit" im Neoliberalismus – Chile vier Jahre nach der Diktatur

Auch jemand, der keine spezifischen Kenntnisse über das heutige Chile hat, müßte bemerkt haben, daß der Artikel in der *links* 4/94 bedenklich mit austauschbaren Formeln arbeitet. Klingelt es nicht bei Wortungetümen wie „Zerschlagung der politischen Organisierung der Gefangenen im Knast und der Verbindung nach draußen" oder bei Gegenüberstellung von „militant revolutionärer Linker" und „Sicherheitsstaat"? Dies sind Formeln einer europäischen Sackgassensprache mit dürrem Wahrheitsgehalt und ohne analytischen Wert, die einfach auf ein anderes Land übertragen werden.

In Chile ist mit dem Amtsantritt des ersten demokratisch gewählten Präsidenten seit dem Putsch 1973 die Normalität lateinamerikanischer Unterdrückung eingekehrt. In diesem Zusammenhang kann man den Bau eines neuen Hochsicherheitsgefängnisses erörtern. So weit, so schlecht. Daß mit „denselben bestialischen Methoden gefoltert" wird wie unter der Pinochetdiktatur, ist nicht nur falsch, sondern zieht unter der Hand die gesamte Problematik der transición, also des schwierigen Übergangs von der Diktatur zur Demokratie ein. Wer behauptet, daß der heutige chilenische Staat „das Verschwinden-Lassen von Menschen" betreibt wie der Militärstaat Pinochets, ist den Leserinnen und Lesern schuldig, wenigstens einen Fall nennen. Hier aber ist die Chile AG Braunschweig überfordert, denn einen solchen Fall gibt es nicht, – sie möge ihn denn in einer Antwort auf diese Zuschrift nennen.

Der größere Tadel für diesen Abdruck gebührt der Redaktion, die es zu verlernen scheint, ihren Kopf und dann auch ihren Papierkorb zu benutzen. Spezialisierte Lateinamerikazeitschriften, von denen die *links* sich nicht durch sprachliche Kraftakte, sondern analytische Schärfe unterscheiden sollte, drucken solch einen Mist schon lange nicht mehr. Ach, die *links!*

DIETER MAIER

Tagung:

Ordnung in die Demokratie
Zur Lage der Inneren Sicherheit und zur Politik mit der Angst

Termin: 24./25. Juni 1994
Ort: Kolpinghaus Stuttgart
Veranstalterin: Gesellschaft für politische Ökologie (GPÖ)
(grün-nahe Landesstiftung Baden-Württemberg)
Anmeldung: bitte schriftlich an:
GPÖ, Rieckestr. 27, 70190 Stuttgart, Tel.: 0711 / 28 20 33, Fax: 0711 / 26 24 899
Teilnahmebeitrag: 30,– / 25,– DM
Programm: Einführungsreferat: Prof. Dr. Christian Pfeiffer: „Trauen Sie sich abends noch raus?" Über subjektive Sicherheitsbedürfnisse und objektive Sicherheitslage – eine Analyse der Kriminalitätsentwicklung
Arbeitsgruppen:
1. Organisierte Kriminalität (Manfred Such, Vertreter des Innenministeriums)
2. Rechtsextremismus und Jugendgewalt (Bernd Wagner, Prof. Dr. Gerd Stüwe)
3. Sexuelle Gewalt und öffentliche Sicherheit von Frauen (Dörthe Domzig, Claudia Burgsmüller)
4. Alltagskriminalität (Uta Leichsenring, Prof. Thomas Feltes)
Abschlußdiskussion: „Gewalt heiligt nicht alle Mittel" – Ansätze zu einer bürgerInnennahen Kriminalpolitik, Moderation: Eberhard Seidel-Pielen, mit: Manfred Such, Bernd Wagner, Dörthe Domzig, Uta Leichsenring

iz3w

Bücher des
Informationszentrums dritte welt
Freiburg
Neuerscheinungen

Die Karibik zwischen Souveränität und Abhängigkeit

Die aktuellen Analysen zu Haiti, Puerto Rico, Jamaika, Guadeloupe-Martinique, Kuba, der Dominikanischen Republik und St.Lucia beschreiben kulturelle, wirtschaftliche und gesellschaftspolitische Facetten und liefern einen Einblick in die Eigenheiten und Differenzen der Karibik.

192 Seiten - 19,-DM
ISBN: 3-922263-13-5

Heute hier - morgen fort

Wer vom Rassismus redet, sollte vom Weltmarkt nicht schweigen. Über die Globalisierung der Waren- und Arbeitsmärkte, die Migrations- und Fluchtbewegungen und die Brandstifter an den Schreibtischen und auf der Straße.

206 Seiten - 19,-DM
ISBN: 3-922263-12-7

iz3w
Postfach 5328 - 79020 Freiburg
Für den Buchhandel: Prolit, Fernwald

Vom 22. bis 24.4.94 veranstaltete die deutsche Hurenbewegung in Bochum den 16. nationalen Hurenkongreß. Dieses Treffen nahm die links zum Anlaß, sich mit einem weitgehend tabuisierten Thema zu befassen. Im bundesdeutschen linken Milieu spielen Inhalte, Erfolge und Niederlagen der Hurenbewegung bislang lediglich eine untergeordnete Rolle. Diskussionen und Umgangsformen mit Prostituierten haben meist fürsorgerisch-therapeutischen Charakter, oft sind sie voyeuristisch überfrachtet. In aller Regel wird über Prostituierte gesprochen, selten mit ihnen. Völlig zu Unrecht werden die Kämpfe der Hurenbewegung nicht zur Kenntnis genommen, denn schließlich stirbt mit der Vertreibung der Huren aus den Innenstädten auch ein Stück Demokratie. Der folgende Artikel stellt Geschichte und Forderungen der deutschen Hurenbewegung, speziell am Frankfurter Hurenprojekt HWG (Huren wehren sich gemeinsam), in den wesentlichen Punkten vor. Besonders ausführlich wird das Verhältnis der Hurenbewegung zu ausländischen Prostituierten betrachtet. Außerdem sprach die links mit zwei Frauen von der HWG über Prostitution, Hurenbewegung und Politik.

JÖRG LAUTERBACH

Beruf Hure

Die achtziger Jahre standen im Zeichen der Durchsetzung der „sauberen Innenstädte". Prostituierte sahen vielfältige Repressionen auf sich zukommen, insbesondere eine verschärfte Handhabung der Sperrgebietsverordnung. Vor diesem Hintergrund entstanden Anfang der achtziger Jahre in vielen Städten Hurenprojekte – autonome Interessensvertretungsorganisationen der Prostituierten. Die deutsche Hurenbewegung trifft sich seit 1985 regelmäßig alle sechs Monate zu nationalen Kongressen, an denen alle im Bereich Prostitution engagierten Gruppen und Einzelpersonen teilnehmen können. Eine der profiliertesten Gruppen in diesem Kontext ist die 1984 in Frankfurt/M. gegründete HWG. Sie ist eine Selbsthilfegruppe von Prostituierten, Ex- und Nichtprostituierten. Die folgenden Punkte zählen zu den zentralen Aufgaben der HWG:

- Selbsthilfe (Aussprachen, gegenseitige Hilfen zum Beispiel bei Ämtergängen, Krankheit, Umzug, Kinderbetreuung, Tips und Ratschläge zum Anschaffen und Aussteigen, Selbsterfahrungsgruppe, Zeitungmachen)
- Beratung (Vermittlung von Sozialarbeiterinnen, Rechtsanwältinnen und Ärztinnen)
- Öffentlichkeit (Interessensvertretung, Pressearbeit, Aktionen, Hurenkongresse, wissenschaftliche Begleitarbeiten, Vorträge).

Desweiteren veranstaltete die HWG 1989 mit großem Erfolg den ersten Frankfurter Hurenball.

Die HWG kämpft gegen das Klischee, daß Frauen anschaffen gehen, weil sie zu faul oder zu dumm seien, eine verkorkste Sozialisation hinter sich hätten und mit dem sogenannten normalen Leben nicht zurechtkämen. Die mit diesem Bild verbundene Opferzuschreibung nimmt die Prostituierten nicht als ernstzunehmende Diskussionspartnerinnen und selbständig handelnde Subjekte wahr, sondern als willkürliche Manövriermasse der eigenen wissenschaftlichen, kulturellen oder moralischen Vorstellungen. Diesem reduktionistischen Zugang halten die Prostituierten entgegen, daß sich viele Frauen bewußt für diese Arbeit entscheiden, weil hier – im Gegensatz zu anderen Frauentätigkeiten – gutes Geld zu verdienen ist, Arbeitszeit und Serviceleistungen selbstbestimmt werden können und sich die Frauen ihre Kundschaft selbst aussuchen. (1)

Dennoch wäre es sicherlich verfehlt, das Hohelied auf die Prostitution anzustimmen. Oftmals müssen die Frauen ein Doppelleben führen, ihre Tätigkeit vor Familie, Freunden und Nachbarn verbergen. Der Zwang, gesund, jung und schön sein zu müssen nervt, die Konkurrenz um Freier ist groß. Für Freundschaften bleibt oft weder Zeit noch Raum. Diesen Vereinzelungsprozessen – nicht selten mit übermäßigem Drogengebrauch verbunden – versucht die HWG entgegenzuwirken. Unter anderem wurde ein Café ingerichtet, wo sich Frauen, ohne sich verstellen oder erklären zu müssen, treffen, kennenlernen, miteinander reden können und Tips für das Verhalten gegen unkorrekte Kunden austauschen. Es existiert eine Selbsterfahrungsgruppe, seit 1984 wird die „Zeitung für leichte und schwere Mädchen" herausgegeben.

Die Ursache für die schwierigen Arbeitsverhältnisse der Prostituierten liegen jedoch nicht im individuellen Verhalten der vereinzelten Frauen, sondern sind in der Doppelmoral der bürgerlichen Gesellschaft begründet. Der Spagat, Prostitution offiziell bekämpfen zu müssen und gleichzeitig auf sie angewiesen zu sein wird hauptsächlich auf dem Rücken der Huren ausgetragen. Ein wichtiger Bestandteil der Arbeit (nicht nur) der HWG ist daher der Kampf für die offizielle Anerkennung der Prostitution als Beruf. Damit könnte erreicht werden, daß die Repression gegen Prostituierte zurückgeschraubt, ihre Tätigkeit entkriminalisiert wird und ihnen die Rechte zugestanden werden, die „Solide" ganz selbstverständlich in Anspruch nehmen. Immer noch werden Prostituierte von den Sozialversicherungsträgern (Kranken-, Unfall-, Arbeitslosen- und Rentenversicherungen) diskriminiert, ein Recht auf Lohn haben sie nicht! Nur die Finanzbehörde behandelt Prostituierte „völlig unmoralisch. Hier gilt: Wer Einkommen erhält oder sonstwie verdient, egal wie und woher, muß Steuern zahlen".

Neben der Forderung nach Anerkennung der Prostitution als Beruf, steht vor allem der Kampf gegen das Sperrgebietsverordnungsgesetz im Mittelpunkt der Auseinandersetzungen. Nach diesem Gesetz ist es Kommunalverwaltungen von Bezirken über 50 000 EinwohnerInnen gestattet, sogenannte Sperrbezirke auszuweisen, in denen die Ausübung der Prostitution verboten ist. Diese dürfen bis zu 90 % der Gesamtfläche umfassen. Die verbleibende Fläche, die Prostituierten als Arbeitsgebiet zur Verfügung steht, wird Toleranzzone genannt.

Das Gesetz läuft nach Ansicht der HWG faktisch auf eine Kasernierung der Prostituierten hinaus und ist vor allem ein Mittel der sozialen Kontrolle.

Rassistische Umgangsformen und Sprüche („Die arbeiten billiger und ohne Gummi", „Die nehmen uns die Freier weg" und „Die

sollen da bleiben, wo sie herkommen") sind auch unter Prostituierten keine Seltenheit. Die HWG hat sich zum Ziel gesetzt, dazu beizutragen, daß diese Vorurteile abgebaut werden.(2) 1987 reiste eine Mitarbeiterin für ein halbes Jahr nach Manila, um dort Formen der Kinderprostitution zu untersuchen, auch um einen besseren Einblick in Migrationsgründe und die Lebens- und Arbeitsbedingungen ausländischer Prostituierter hier zu bekommen.

Während im Erfahrungsbericht dieser Untersuchung noch die moralische Begründung für Migration dominiert und Solidarität unter den Prostituierten vor allem unter dem Aspekt des Mitleid(en)s eingeklagt wird, gibt es bald eine Modifikation dieser Position. Danach wird Migration v.a. als Resultat struktureller und ökonomischer Ungleichheiten zwischen den Kontinenten interpretiert, dem politisch zu begegnen ist. Die wahren Ursachen der Migration öffentlich zu machen, darauf hinzuweisen, daß ausländischen Frauen aus Nicht-EG-Ländern oft keine Alternative zum halbillegalen Rotlichtmilieu bleibt, Austausch und Solidarität unter deutschen und ausländischen SexarbeiterInnen zu fördern, haben daher Priorität. Diese Absicht dokumentiert sich auf dem von der HWG organisierten 1. Europäischen Hurenkongreß im September 1991. Hier sind Ausländergesetze, Migration, die Rechtsprechung des Europäischen Gerichtshofs und die Europäische Sozialcharta zentrale Themen. Es wurde festgestellt, daß die Bedingungen für die Prostituierten in den einzelnen Ländern sehr unterschiedlich sind. Realistischerweise herrschte deshalb die Einschätzung vor, von einer europaweiten Anerkennung der Prostitution als Beruf noch weit entfernt zu sein. Das Motto des Kongresses: „Prostitution ist Arbeit" war nicht unumstritten, weil der Arbeitsbegriff nicht überall derart positiv besetzt ist, wie in der Bundesrepublik. Trotz vielfältiger Differenzen konnte in wesentlichen Punkten Einigung erzielt werden. „Insgesamt sprach sich der Kongreß nicht nur für ein freies Arbeiten aller Europäerinnen innerhalb der Gemeinschaft aus, sondern auch für ein Bleibe- und Duldungsrecht aller MigrantInnen, die mit der Prostitution ihren Lebensunterhalt verdienen... Es war Konsens, daß wir die allgemeine gesellschaftliche Tendenz, Ausgegrenzte gegeneinander auszuspielen, nicht mehr mitmachen wollen". Auch als die Frauen 1992 im Frankfurter Rotlichtviertel ein Bordell in der Moselstraße 30 besetzten, standen antirassistische Positionen im Vordergrund der Aktion. Die Parolen lauteten: Dieses Haus ist besetzt und bleibt offen! Anerkennung der Fluchtgründe von Frauen! Aufenthaltsrecht ohne Arbeitsverbot! Diese Inhalte wurden auf dem 15. nationalen Hurenkongreß im Oktober 1993 in Frankfurt weiter konkretisiert. Lebens- und Arbeitsbedingungen ausländischer Prostituierter standen im Mittelpunkt dieses Kongresses, an dem Migrantinnen aus Kolumbien, der Dominikanischen Republik, Thailand, Korea und dem Kamerun teilnahmen. Die in der deutschen Öffentlichkeit verbreitete Meinung, die sexuelle Ausbeutung der Migrantinnen sei Resultat von bösen Sklavenhändlern, wird als Ideologie dechiffriert. Auf dem Kongreß wird konstatiert, daß Menschenhändler nicht die Ursache sozio-ökonomischer Ungleichheiten zwischen erster und dritter Welt sind, sondern lediglich davon profitieren. Programmatisch wird von der HWG eine politische Lösung anvisiert: „Die Migrantinnen-Hilfsorganisationen sollen verstärkt nicht nur die sozialarbeiterische, sondern auch die politische Vertretung der Prostituierten in den Vordergrund stellen".

Wie andere alternative Projekte ist auch die HWG von Kürzungen städtischer/kommunaler Zuschüsse betroffen und leidet an chronischem Geldmangel. Spenden sind daher gern gesehen und können auf folgendes Konto eingezahlt werden:

Frankfurter Sparkasse
BLZ 50050201
Kto 345660

Anmerkungen
(1) Für drogenabhängige Prostituierte, von denen hier nicht die Rede ist, gilt dies nur sehr eingeschränkt.
(2) In Frankfurt gibt es außerdem die Arbeitsgemeinschaft gegen internationale sexistische und rassistische Ausbeutung (agisra).
Hintergrundinformationen und Zitate aus:
Deutsche AIDS-Hilfe (Hg) 1992, Berufswechsel von Prostituierten, Das Frankfurter Konzept, Berlin
Deutsche Hurenbewegung (Hg) 1990, Prostitution: Job – Arbeit – Beruf, Frankfurt
HWG o.J., Selbstdarstellung, Frankfurt
HWG 1984 – 1993, Zeitung für leichte und schwere Mädchen, Frankfurt

JÖRG LAUTERBACH

„Montags laufen die Geschäfte besonders gut"

Im April fand in Bochum der 16. nationale Hurenkongreß statt. Was waren die Themen?

Siglinde: Insgesamt gab es sechs Arbeitsgruppen: Beratungsarbeit verschiedener Hurenprojekte, Selbsterfahrungsgruppe, Armutsprostitution, Öffentlichkeitsarbeit, Sex im Alter, Recht.

Jasmin: Wir sind der Meinung, daß das Berufsverbot für Prostituierte rechtswidrig ist und wollen dagegen was unternehmen. Unsere Schwesternorganisation Hydra hat einen Rechtsfond eingerichtet...

Siglinde: ...den gibts schon länger, soll aber jetzt effektiver genutzt werden. Es werden Einzelklagen angestrebt, um das Bundesverfassungsgericht (BVG) in Zugzwang zu bringen.

Der Hurenbewegung ist es in 10 Jahren nicht gelungen, ihre zentralen Forderungen nach Anerkennung der Prostitution als Beruf und Abschaffung der Sperrgebietsverordnung, durchzusetzen. In Frankfurt wurde die Sperrgebietsverordnung gerade verschärft.

Siglinde: Aber man muß berücksichtigen, wie seit Jahrzehnten mit dem Thema Prostitution umgegangen wird. Das heißt, es müssen Dinge aufgearbeitet, angegangen werden, die in den Denkstrukturen dieser Gesellschaft da sind, und das geht nicht von heute auf morgen, nicht innerhalb von zehn Jahren.

Jasmin: Also, wir haben 'ne Menge erreicht. Natürlich ist nicht alles schön, gibt's Probleme. Zum Beispiel wird unser Kampf dadurch erschwert, daß wir immer wieder mit wechselnden Regierungen zu tun haben. Mit den Bundesgrünen hatten wir ein Antidiskriminierungsgesetz entworfen, das im Bundestag gelesen werden sollte. Was passiert? Die Grünen fliegen aus dem Bundestag raus, zur Lesung kam es nicht. Da ist unsere Lobby durch den Schornstein verpufft. Jetzt müssen wir wieder eine neue Lobby suchen. Diese hat wieder ihre eigenen Vorstellungen, wie sie's den gerne hätte. Aber auch wir haben

unsere eigenen Ideen. Eine Überarbeitung des Antidiskriminierungsgesetzes wäre notwendig, ist aber sehr arbeits- und zeitintensiv, und die deutsche Hurenbewegung ist ja keine Organisation von Hunderttausenden.

Der ehemalige Frankfurter Oberbürgermeister W.Wallmann (CDU) war ein Vorreiter der Urbanisierungsstrategie, er hat aber das Rotlichtmilieu nicht aus der Innenstadt vertreiben können. Das saubere Frankfurter Bahnhofsviertel wurde vom rot-grünen Magistrat durchgesetzt. Stellt sich von daher die Frage nach der Lobby nicht nochmal anders?

Jasmin: Auf jeden Fall. Aber das liegt auch daran, daß Gesetze von Männern gemacht werden. Männer sind nun mal potentielle Freier. Die wollen die Kuh, die Milch gibt, nicht schlachten. Peu a peu werden die Toleranzzonen in der Innenstadt verkleinert, heimlich soll alles so weiterlaufen wie bisher. Durch die Prostitution fließt wahnsinnig viel Geld in die Kassen der Stadt Frankfurt. Die Sperrgebiete werden dann nach und nach ausgeweitet, wenn andere Finanzquellen da sind, wie die Banken im Bahnhofsviertel.

Doppelmoral der Gesellschaft.

Jasmin: Allein wenn ich mir schon die Mietausfallsentschädigung, die die Stadt Frankfurt damals dem Frankfurter "Bordellkönig" Beker gegeben hat ansehe. Das ist einmalig in der Geschichte.

Siglinde: Dazu ist noch zu sagen, daß die Vereinbarungen und Verpflichtungen zwischen Herrn Beker und den Menschen, die hier politischen Einfluß haben, umfangreicher sind, als bisher angenommen. Beker war ja jahrelang außer Landes und ist jetzt wieder hier und gestaltet die Strukturen im gesamten Gebiet mit. Ich denke, der ist nicht umsonst zurückgekommen.

Der hat sich hier wohl gefühlt.

Jasmin: Er hat ja hier auch reichlich Geld verdient, und da fühlt man sich meistens wohl. Warum schreibt denn niemand darüber?

Die FR hat ja schon über den Fall Beker berichtet.

Jasmin: Eher oberflächlich. Es gab mal den Ansatz, die ganzen Verflechtungen aufzudecken. Der Journalist, der das machen wollte, ist bis heute nicht mehr aufgetaucht. Aber was hier zum Ausdruck kommt, ist das gesellschaftliche Kräfteverhältnis. Wir kämpfen gegen Mächte, das ist ungefähr so, als wenn ein Steinzeitmensch gegen eine fortschrittliche Armee antreten soll. Sie sehen unser Büro, sie wissen, welche Mittel wir zur Verfügung haben, finanziell und personell, und dann schauen wir uns die andere Seite an.

Zur Öffentlichkeitsarbeit: Die größte öffentliche Resonanz erreichte die HWG 1989 mit dem Hurenball. Aber ansonsten hört man von der HWG ziemlich wenig.

Siglinde: Das Interesse am Hurenball hat einen ganz einfachen Grund. Jede/r hat Lust dort hin zu gehen, weil man dort die exquisite Möglichkeit hat, Huren kennenzulernen, und das hat was chices.

Jasmin: Die Frauen gehen deshalb dorthin, weil sie dort mal eine auf Hure machen können, ohne es zu sein. Es hat was, daß der Herr, der einem gegenübersteht, nicht weiß, ist es eine oder ist es keine. Und ich glaube das trifft auch für die Männer zu, mal Zuhälter zu spielen. Keiner weiß, wer was ist.

Siglinde: Dagegen sind die rechtlichen und politischen Kämpfe der Hurenbewegungen doch eher langweilig, es hat nicht denselben Reiz.

Jasmin: Es gibt wichtigere Dinge als die Hurenbewegung, zum Beispiel wie die Eintracht gespielt hat.

Siglinde: Huren sind deshalb interessant, weil sie die Verkörperung von Sexualität sind. Das ist in den Köpfen der meisten Personen gleich. Und man ist nicht daran interessiert, die Probleme zu sehen.

Jasmin: In einer Prostituierten sieht man Sex, Lust, Leidenschaft. Wenn Mann mal ins Milieu geht, glaubt er, so mit einem Bein doch irgendwie was Gefährliches zu machen, dadurch entsteht ein gewisser Reiz. Nicht zuletzt deshalb laufen die Geschäfte Montags besonders gut, wenn Papa das Wochenende mit Mama und den Kindern verbracht hat.

Die HWG sagt, Prostitution und Freude am Beruf ist kein grundsätzlicher Widerspruch. Wird damit nicht eine Romantisierung von Ausbeutung betrieben und die Macho-Haltung unterstützt, die behauptet: "Frauen wollen ja auch nur das eine"?

Jasmin: Richtig. Das Geld!

Siglinde: In jedem Beruf gibt es Menschen, die ihre Tätigkeit als reinen Gelderwerb betrachten, und es gibt Menschen, die üben ihren Beruf aus, kreativ, entwickeln sich darin weiter, betreiben das Ganze mit einem gewissen Engagement, strukturieren ihre Arbeit so, daß es ihnen Spaß macht und haben Lust bei der Ausübung ihrer Tätigkeiten. Das ist bei Prostituierten nicht anders.

Jasmin: Spaß und Lust bei der Arbeit wird bei anderen Berufen nicht auf Sex bezogen. Sagt aber eine Frau, die anschaffen geht, ihr macht ihre Arbeit Spaß, kommt sofort die Gleichstellung mit Sex. Zur Prostitution gehört aber mehr als Sex. Kontakt mit Menschen, Gespräche, alles mögliche. Vielleicht hat die Frau ausgerechnet am Sex keinen Spaß.

Siglinde: Prostitution ist ein Beruf, in dem das, was Frauen auch ganz stark ansozialisiert wird, nämlich Körperlichkeit und Weiblichkeit, bewußt ausgelebt werden kann, und zwar in Strukturen, die sich die Frauen selbst schaffen können.

Prostitution als aktiv bejahende Tätigkeit?

Siglinde: Ja. Man muß sich vergegenwärtigen, daß sich nicht jede Dienstleistung ausschließlich auf den Kopulationssex bezieht. Sieben Minuten dauert das ganze...

Jasmin: ...mit Aus- und Anziehen...

Siglinde: ...wenn vorher eine halbe Stunde vereinbart worden ist. Die Männer denken zuerst nur ans Ficken. Oft kommt es jedoch zu einer Verhaltensveränderung, das heißt, der Mann merkt, sein Bedürfnis ist ein ganz anderes, zum Beispiel, daß die Frau ihm Geborgenheit gibt oder ihm zuhört.

Verstehe ich das richtig: Prostituierte als Sozialarbeiterinnen, die zugleich das gängige Rollenverständnis umkehren?

Jasmin: Es kann so sein. Es gilt nicht für unsere ausländischen Kolleginnen, drogenabhängige Prostituierte oder Frauen, die von Zuhältern dazu gebracht werden anschaffen zu gehen. Da muß man differenzieren. Ausländische Prostituierte werden von Freiern manchmal zu bestimmten Praktiken gezwungen, indem sie mit der Drohung, sie beim Ordnungsamt anzuzeigen, unter Druck gesetzt werden. Aber ansonsten trifft dies zu. Wenn ich mir die Strukturen im Bordell anschaue, ist die Macht der Frau größer als die des Mannes. Sie ist diejenige, die bestimmt. Viele Männer sind natürlich der Meinung sie haben bezahlt und dafür etwas gekauft. Aber normalerweise ist es ja so, daß wenn ich was gekauft habe, dann nehme ich was mit nach Hause. Ich habe aber selten Prostituierte ohne Arme und ohne Beine gesehen, also die haben noch immer alles an sich dran, meistens kommt noch was dazu: Geld und Wissen. Die Hure ist am längeren Hebel. Denn sie macht notfalls einfach die Tür auf und sagt tschüß.

Warum gibt es dann Zuhälter, die von der HWG – im Gegensatz zur öffentlichen Meinung – vor allem unter dem Aspekt der Schutzfunktion betrachtet werden?

Siglinde: Das Öffentlichkeitsbild, daß Prostitution nur möglich ist mit einem Zuhälter, ist ein einfaches, weil es unterstellt, daß es keine Frau gibt, die Prostitution freiwillig machen würde, sondern da hineingezwungen worden wäre. Ihre eigene Entscheidung fällt dabei

weg. Es zeigt die Prostituierte als Opfer. Aber daß sie auch das andere sein kann, das wird normalerweise nicht bedacht. Und da hatte die Hurenbewegung in den letzten Jahren sehr stark die Position vertreten, dem ein positiv besetztes Bild entgegenzusetzen, zum Beispiel, daß es auch diese Frau gibt, die sich bewußt für den Beruf entscheidet. Momentan sind wir dabei, die Hurenbewegung auch selbstreflektorisch und -kritisch zu betrachten. Das hat sich auch auf dem Kongreß in Bochum gezeigt und betrifft zumindest die folgenden Bereiche: Strukturen, Arbeitsbedingungen und Öffentlichkeitsarbeit. Es gibt den Zuhälter, natürlich. Und der ist sicherlich auch gebunden an spezielle Formen der Prostitutionsausübung. Es gibt einmal das klassische Bild des Zuhälters, das an eine bestimmte Männerfigur gekoppelt ist, aber auch die allgemeine Definition des Zuhälters. Rechtlich ist es so, daß jede Person, die in irgendeiner Form vom Geld einer Prostituierten lebt, ihr Zuhälter ist.

Jasmin: Er muß noch nicht einmal Geld nehmen, sondern er braucht die Frau nur vor den Puff zu fahren.

Siglinde: Förderung der Prostitution ist es auch, wenn ein Chef oder eine Chefin angenehmere Arbeitsbedingungen schaffen, zum Beispiel Kondome zur Verfügung stellen.

Jasmin: Wir sagen, daß derartige Gesetze überflüssig sind. Wenn ein Mann eine Frau zur Prostitution zwingt, ist das Nötigung. Gegen jede Form der Repression gegen Huren gibt es bereits Gesetze. Wird sie geschlagen, gibt es den Paragraphen der Körperverletzung, zwingt sie jemand ihr Geld abzugeben, ist das Erpressung. Das Gesetz zur Förderung der Prostitution braucht kein Mensch.

Neben dem Kampf gegen staatliche Repression, behördliche Willkür und verbreitete Klischees hat die HWG eine Reihe emanzipativer Vorstellungen und Ideen entwickelt. Eine davon ist der Aufbau eines selbstverwalteten Bordells.

Jasmin: Das Projekt des Genossenschaftsbordells droht an den Banken, die im Genossenschaftsverband sitzen, zu scheitern. Die finden es nicht so schön, wenn plötzlich ein Freudenhaus eine Genossenschaft wäre. Die Idee, die hinter diesem Projekt steht, ist in erster Linie die: Egal, wieviel eine Frau durch die Prostitution verdient, egal, wie selbstbewußt, autonom sie arbeitet, im Endeffekt verdienen nur die Männer, das heißt die Betreiber von Bordellen, die extrem hohe Mieten kassieren. Deshalb haben wir uns gedacht, das wäre das Ideale, ein Bordell von Frauen geleitet, in dem Frauen arbeiten und wo die Gewinne unter den Frauen aufgeteilt werden. Viele Punkte, wie Förderung der Prostitution, würden dadurch natürlich auch wegfallen. Es ginge rein rechtlich nicht, daß ein ganzen Bordell verklagt wird, weil sich die Frauen gegenseitig fördern. Aber aufgrund der Macht der Banken sieht es derzeit nicht danach aus, daß wir das Projekt realisieren könnten. Dennoch haben wir die Idee des Genossenschaftsbordells nicht abgeschrieben, sondern werden weiter für die Realisierung kämpfen.

Die HWG versteht sich als explizit politische Organisation. Mit den Linken gibt es aber einige Schwierigkeiten.

Siglinde: Die politische Schiene resultiert aus den Erfahrungen der Hurenbewegung. Ich komme aus der zweiten Generation, die die rechtlichen und politischen Auseinandersetzungen wichtig finden und dafür eintreten. Arbeit an der Doppelmoral der Gesellschaft und der Versuch, das Phänomen Prostitution plastischer zu machen, integrierbarer, sind zentrale Schwerpunkte.

Jasmin: Politik ist für mich mittlerweile was sehr Frustrierendes geworden. Ob das rot, grün, gelb, blau oder sonstwas ist. Ich wähle im Superwahljahr nur ungültig. Meine Stimme kriegt keiner. Für manche Politiker ist es chic, sich auch mal mit dem Thema Prostitution zu befassen.

Siglinde: Der Politisierungsgrad der Huren entspricht dem Politisierungsgrad der Gesellschaft. Ich komme aus der feministischen Bewegung und der Dritte-Welt-Politik. Der Bereich Prostitution hat mich von dem Kopfgewichse weggebracht.

Jasmin: Mir sind die Schwarzen lieber als die Roten und die Grünen, weil die sind einfach konservativ und man kann sie bestechen. Da kann ich unter der Hand mehr erreichen als mit jedem Linken.

Siglinde: Grundsätzlich stellt sich natürlich erstmal die Frage, wer und was ist "die Linke" eigentlich? Es gibt verschiedene linksorientierte Theorien, Parteien, Gruppen und Projekte. Die HWG ist basisdemokratisch organisiert und vertritt Positionen, die im politischen Spektrum eher links anzusiedeln sind. Je nach Arbeitsschwerpunkten arbeiten wir natürlich auch mit verschiedenen anderen linken Projekten zusammen.

Unsere Bezugspunkte sind nicht so sehr das Parlament als eher die außerparlamentarischen Bewegungen. Hier ist das Verhältnis zur Hurenbewegung aber besonders prekär. Feministische Gruppen fordern die Abschaffung der Prostitution, autonome werfen Steine in die Fenster von Bordellen und Peep shows und feiern das als Akt von Befreiung.

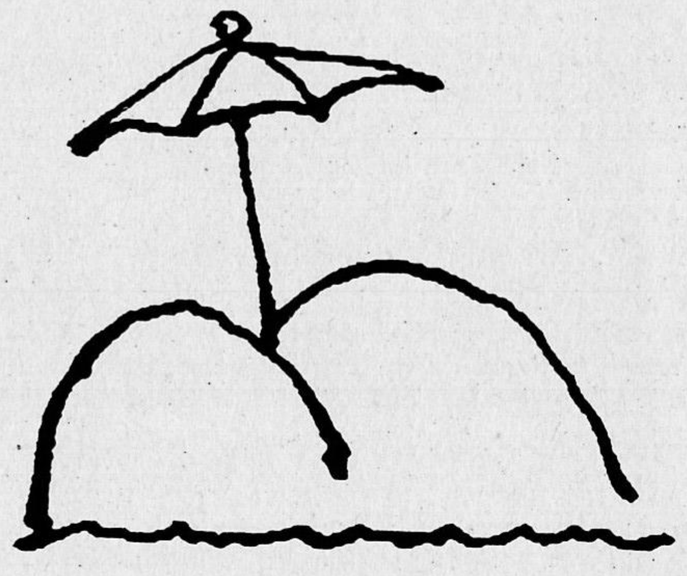
Jasmin: Das Frankfurter Ordnungsamt hat kurz vor Weihnachten auch über 120 ausländische Huren aus den verschiedensten Bordellen rausgeholt, abgeschoben und diese Aktion auch als Befreiungstat gefeiert. Begründet wurde das ganze zynischerweise mit dem Argument der Familienzusammenführung. Linke haben oftmals überhaupt keine Ahnung über was sie sprechen oder was sie tun. Sie versuchen sich über Aktionen zu profilieren, und mit Prostituierten geht das nun mal.

Aber als die HWG 1992 ein Bordell in der Moselstraße besetzte gab es schon Kooperationen mit anderen Gruppen.

Jasmin: Das waren hauptsächlich Frauen aus dem Frankfurter Raum, mit denen wir schon länger zusammenarbeiten. Die haben zwar auch ihre Schwierigkeiten mit Prostitution, aber ihrer Toleranz ist höher als die von vielen Linken, die sich nach außen immer sehr weltoffen geben, aber so offen gar nicht sind.

Die Schwierigkeiten begründen sich vor allem dadurch, daß Linke damit Probleme haben, wenn die Hurenbewegung nicht für die Abschaffung der Prostitution und der Frauenausbeutung kämpft, sondern lediglich für verbesserte Arbeitsbedinungen.

Jasmin: Kein Mensch kann sich vorstellen, daß Frauen diesen Beruf freiwillig ausüben. Bei einer Krankenschwester oder Journalistin gibts diese Probleme nicht. Da würde ich sagen: Um Gottes willen! Das finde ich wesentlich widerlicher. Oder Berufskrankheiten. Jede/r findet es normal, daß ein Bergarbeiter irgendwann mit einer Staublunge durch die Gegend rennt. Kein Mensch wird ihn deshalb verdammen und sagen, hättest du doch was Gescheites gelernt. Bei einer Frau, die anschaffen geht, werden ganz andere Maßstäbe zugrunde gelegt. Viele Menschen können nicht akzeptieren, daß eine Frau Geist und Körper trennen kann und daraus ein Geschäft macht. Ein Mann kann das. Ohne Probleme. Der kann in der Mittagspause ganz selbstverständlich mal Ficken gehen. Das ist nachvollziehbar. Aber umgekehrt. Es ist nicht machbar. Noch nicht. ●



REINHART KÖßLER

Südafrika: Politische Arrangements und das riskante Erbe der Apartheid

Die Wahlen in Südafrika vor einigen Wochen wurden hierzulande mit Pauken und Trompeten gefeiert. Daß die Abschaffung der Apartheid sich jedoch nicht in Wahlen erschöpft, sondern auf etablierte gesellschaftliche Strukturen stößt, die sich als widerständig erweisen werden, darauf geht im folgenden Reinhart Kößler ein. Der Beitrag wurde vor Bekanntwerden der geheimen Vereinbarungen geschrieben, mittels derer das homeland Kwazuen in ein Königreich verwandelt wird.

Mit der Amtseinführung Nelson Mandelas hat das Medieninteresse schlagartig von Südafrika abgeschwenkt. Das ist nicht überraschend, sollte aber auch nicht den Blick dafür verstellen, daß mit den ersten Wahlen nach dem Prinzip „eine Person, eine Stimme“ und mit der Installierung einer so legitimierten Regierung lediglich eine – freilich unerläßliche – Voraussetzung für die Überwindung der Apartheid geschaffen wurde. Apartheid als System rechtlicher und politischer Diskriminierung ist jetzt wirklich tot, aber die politischen Konflikte, die im Vorfeld der Wahlen überbrückt wurden, sind keineswegs beigelegt, und vor allem bleiben die gesellschaftlichen Verhältnisse, die nicht nur eine Konsequenz, sondern einen wesentlichen Teil des Apartheidsystems bildeten, vorerst unangetastet. Das gilt zunächst einmal auch für zentrale Rechtsverhältnisse, etwa die Eigentumsrechte für Grund und Boden. Hinzu kommen die durch die jahrzehntelange Politik der „getrennten Entwicklung“ geschaffenen und forcierten Gegensätze; hier hat die Inkatha Freedom Party ihren Anspruch auf ein exklusives Vertretungsrecht für die „Zulu“ in den letzten Jahren besonders nachdrücklich und brutal verfolgt. Nicht zu vergessen ist die Kontinuität der Verwaltung und des Sicherheitsapparates mit seinen kaum verhüllten Verbindungen zu Inkatha und auch zu den bei den Wahlen marginalisierten rechtsextremen burischen Gruppen.

Durch die Spaltung der ethnischen Rechten im Vorfeld der Wahlen und ihre Einbeziehung in den Wahlprozeß, durch das Wahlergebnis und die Bildung der Regierung der nationalen Einheit sind die politischen und sozialen Probleme und Spannungen zumindest für die nächste Zukunft handhabbar geworden. Das ist nicht wenig. Vielmehr erscheint dies als Ergebnis einer politisch-taktischen Meisterleistung bei der Konstruktion eines nationalen Minimalkonsenses, bedenkt man allein die trüben Aussichten, die sich für die Durchführung der Wahlen unter einigermaßen friedlichen Bedingungen noch zu Beginn dieses Jahres darboten. In der „Freiheits-Allianz“ hatten sich die Verfechter eines exklusiven burischen „volkstaat“ mit den homeland-Herrschern zusammengeschlossen, die gewillt waren, ihre Machtposition und Pfründe über das Ende der Apartheid hinaus zu bewahren. Die Verwirklichung dieser Forderungen wäre gleichbedeutend mit der Fortführung zentraler Apartheidsprinzipien gewesen: Vor allem hätte es die ethnische Zurechnung zu politischen Einheiten anstelle personaler Rechte und Selbstbestimmung bedeutet. Die Freiheits-Allianz wurde aufgebrochen zunächst durch das Umschwenken eines Teils der burischen Rechten, die unter General Constans Viljoen ihre Ziele durch Teilnahme an den Wahlen verfolgen wollten. Es folgte der Sturz des Präsidenten des homeland Bophuthatswana Mangope. Der massenhafte Protest gegen sein Regime wurde noch durch das Auftreten der faschistischen Afrikaner Weerstansbeweging konterkariert, aber deren Rambos hatten der von der Zentralregierung eingesetzten Armee und den Einheiten der homeland-Armee nichts entgegenzusetzen. Der Zusammenbruch des Mangope-Regimes war zweifellos eine nachhaltige Blamage für die paramilitärisch auftretende extreme burische Rechte. Deren Gewaltpotential aber wurde damit noch keineswegs ausgeschaltet. Zugleich demonstrierte die südafrikanische Armee nicht nur ihre Loyalität gegenüber dem Übergangsrat, sondern zugleich ihre künftige Bedeutung als Machtfaktor auch nach der Verwirklichung der Mehrheitsherrschaft.

Ein ähnliches Szenario gegen das nun isoliert dastehende homeland KwaZulu und seinen Machthaber Gatsha Buthelezi wurde zwar diskutiert, war aber kaum realistisch angesichts des Gewaltpotentials, das Buthelezi systematisch aufgebaut hatte, sowohl innerhalb der formalen homeland-Strukturen mit der KwaZulu Police Force, als auch außerhalb mit den als traditionelle Zulu-Regimenter paradierenden Inkatha-Schlägertrupps, die zweifellos das entscheidende Element der Gewalt in den townships von Natal seit 1985 und am Witwatersrand seit 1991 gewesen sind. Bereits vor den Wahlen gelang es, durch materielle und eher formale Zusicherungen einer künftigen repräsentativ-kulturellen Rolle den Zulu-König Goodwill Zwelithini zufriedenzustellen und so Buthelezi weiter zu isolieren. Durch die kurzfristige, zu diesem Zeitpunkt kaum mehr zu erwartende Teilnahme Inkathas an den Wahlen wurde deren Einbindung in die Regierung der Nationalen Einheit ermöglicht. Der für viele überraschende Gewinn der absoluten Mehrheit in der Provinz KwaZu-

lu/Natal verschafft Inkatha nun zusätzlich eine Machtbasis innerhalb der neuen staatlichen Strukturen. Das dürfte auch für die Ressorts gelten, die ihr in der Zentralregierung zugefallen sind. Buthelezi hat in KwaZulu bereits gezeigt, was er mit einem Innenministerium anfangen kann, und es wird ergänzt durch das Gefängnis- sowie das Kultur-Ressort. Allerdings hat sich der ANC die Kontrolle über den Bereich „Sicherheit" vorbehalten. Auch die Nationale Partei de Klerks erhielt mit dem Westkap eine bedeutende regionale Machtbasis, und sie tritt mit Finanzminister Keys, der dieses Amt auch schon in der letzten Regierung de Klerk innehatte, zugleich als Garantin der nationalen und internationalen Bonität Südafrikas nach der Apartheid auf.

Die wirkliche Bedeutung dieser Arrangements kann allein die Auseinandersetzung um die konkreten und tiefgreifenden Veränderungen erweisen, die auf der Tagesordnung stehen. Allein die Einlösung der angesichts der sozialen Probleme und des ihnen unstreitig zugrundeliegenden jahrhundertelangen Unrechts sehr bescheidenen Wahlvorgaben des ANC zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit und der Wohnungsnot sowie die Bewältigung der Erziehungskrise erfordert nicht nur die oft berufene gesunde und expandierende Wirtschaft; dieses Programm ist trotz seiner unverkennbaren Behutsamkeit doch gleichbedeutend mit einer fundamentalen Umwälzung in einer Gesellschaft, die über mehr als hundert Jahre hinweg – in manchen Regionen noch weit länger – durch Formen des institutionalisierten Rassismus geprägt wurde. Das gilt verstärkt und exemplarisch für eine Lösung der auch aufgrund ihres Symbolgehalts zentralen Landfrage. Hier geht es neben historischen Ansprüchen afrikanischer Gemeinschaften auch um die Folgen der massiven Umsiedlungen der Jahrzehnte des Apartheidsregimes, wo häufig massiv gegen verbriefte Eigentumsrechte verstoßen wurde. Die andere Folge dieser Umsiedlungen sind die abgelegenen ländlichen Elendsgebiete, in die Afrikaner verfrachtet wurden, die für die „weiße" Ökonomie keinen unmittelbaren Nutzen hatten. Die Umsiedlung von Millionen läßt sich nach meist mehreren Jahrzehnten nicht einfach rückgängig machen, und auch ein Exodus der Jungen und Arbeitsfähigen würde den Skandal dieser „menschlichen Müllkippen" noch nicht einmal mildern. Demgegenüber erscheinen Probleme wie die Forderungen gewerkschaftlich gut organisierter Arbeiter nach dem Ausgleich des diskriminierenden Lohngefälles als vergleichsweise leichter lösbar.

Apartheid hat schwer auslöschbare Spuren hinterlassen, deren Überwindung massive Umverteilungsprozesse erfordern wird. Wie schon in Zimbabwe und Namibia auf zahlenmäßig weit geringerer Stufenleiter und unter strukturell wesentlich einfacheren Bedingungen stellt sich hier das Dilemma zwischen den unabsehbaren Risiken einer schnellen Veränderung mit der Konsequenz zugespitzter Konflikte und unvermeidlicher Desorganisation einerseits sowie andererseits der Gefahr, durch eine allzu vorsichtige Kontinuitätspolitik die Hoffnungen und Erwartungen der endlich formal zu ihrem Recht gekommenen Mehrheit zu enttäuschen. In Namibia etwa hat bisher die regierungsoffizielle Politik der Versöhnung vor allem den Schwarzen Opfer und Verzicht auf eine wenn auch nur bescheidene Verbesserung ihrer Lage abverlangt; in Zimbabwe ist auch vierzehn Jahre nach der Unabhängigkeit die Landfrage noch weitgehend ungelöst.

Es ist zweifelhaft, ob Südafrika sich eine ähnliche Politik wird leisten können. In der im Vergleich zu den nördlichen Nachbarn ungleich komplexeren Gesellschaft sind gesellschaftliche Interessen, aber auch politische Alternativen besser organisiert und klarer artikuliert. Die in Gewerkschaften, Bürgervereinigungen (civics) oder auch Ein-Punkt-Bewegungen verzweigte oppositionelle Zivilgesellschaft hat bereits in den achtziger Jahren eine entscheidende Rolle bei der Erschütterung des Apartheidsregimes gespielt und wird sich schwerlich marginalisieren und stillstellen lassen. Ähnliches gilt für die afrikanistischen politischen Gruppierungen, aber wohl auch für den linken Flügel des ANC. Vor dem Hintergrund dieser absehbaren Konflikte ist nach dem Verhalten der Regierung der nationalen Einheit und ihrer Komponenten zu fragen. Daß Buthelezi und Inkatha vorab ihre eigenen Interessen verfolgen werden, ist angesichts ihrer politischen Vergangenheit als sicher anzunehmen. Doch auch die NP, die sich mit de Klerk an der Spitze und mit erheblichem Erfolg dem Wahlvolk als neue Kraft und Garantin von wirtschaftlicher Stabilität und Sicherheit präsentiert hat, ist nach wie vor durch ihre Vergangenheit als Regierungspartei der Apartheids-Jahrzehnte belastet. Eine ernsthafte Kritik an dieser Politik hat gerade de Klerk nie formuliert, sondern vielmehr auf neuartige Konstellationen verwiesen, die nun eine Änderung erforderlich machten. Eine daraus folgende wirtschaftliche Kontinuitätspolitik kann leicht dazu beitragen, bestehende Strukturen und Privilegien fortzuschreiben und zu verstärken; dies ist sicherlich auch das Anliegen eines Großteils der Wählerschaft der NP. Die nach wie vor enge Verzahnung dieser Partei mit den Sicherheitsapparaten kann bald zum aktuellen Problem werden, wenn die sozialen Spannungen und frustrierte Hoffnungen zu akuten Konflikten führen.

Die formale und politische Legitimität der neuen Regierung wird sich auf relativ kurze Sicht daran messen lassen müssen, wie sie mit den durch die Amtsübernahme Nelson Mandelas aktualisierten Erwartungen einerseits, den Widersprüchen und Verstrickungen andererseits umgehen kann. Die Durchsetzung der Mehrheitsherrschaft ist noch längst nicht gleichbedeutend mit der Überwindung von Apartheid, vielmehr wurde so erst eine freilich unabdingbare Voraussetzung dafür geschaffen. Ein Ausbleiben spürbarer Fortschritte bei diesem von einer überwältigenden Mehrheit unterstützten, ja auf ihren vitalen Forderungen beruhenden Vorhaben birgt das Risiko in sich, daß die Konflikte, die nun mühsam und durch immer noch brüchige Kompromisse auf der Ebene von Verfassungsbestimmungen und Regierungsbildung stillgestellt werden konnten, in gewaltsamer Weise wieder aufbrechen. ●

Reinhart Kößler ist Redaktionsmitglied der „Peripherie" sowie im Vorstand der Informationsstelle Südliches Afrika (ISSA) e.V.

Felipe González – die jungfräuliche Puffmutter

Kann die Chefin eines Bordells ernsthaft behaupten, Jungfrau zu sein? Kann ein Regierungs- und Parteichef ernsthaft behaupten, von aller Korruption, Unterschlagung, allem Steuerbetrug und sonstigen kriminellen Machenschaften während seiner zwölfjährigen Amtszeit in seiner Regierung und seiner Partei nichts gewußt zu haben? Dies ist die Frage, die Spanien derzeit bewegt.

Der Ex-Präsident der Bank von Spanien im Gefängnis und der Ex-Generaldirektor der Guardia Civil auf der Flucht, der Innenminister und der Landwirtschaftsminister zurückgetreten, die ehemaligen Minister Solchaga und Corcuera (Wirtschaft und Inneres) mußten ihre Abgeordnetenmandate niederlegen, dies ist die Spitze eines Eisbergs aus Skandalen, der das politische System Spaniens bis in seine Ränder durchzieht. Viele sprechen von „italienischen Verhältnissen", doch der Vergleich hinkt. Nicht private Mafias, die den Staat für ihre Interessen instrumentalisieren, sondern der Staatsapparat selbst, seine regierenden Beamten und Politiker bilden den Kern dieses traurigen Politkabaretts, bei der die Gesellschaft ohnmächtig zuschaut.

Im Juni 1993 hatte der PSOE die Wahlen mit dem persönlichen Versprechen von Felipe González – der Partei glaubte man schon damals nicht mehr – gewonnen, nun ernsthaft gegen Korruption und Machtmißbrauch vorzugehen. Sein Vorzeigekandidat dafür, der parteiunabhängige Richter Baltasar Garzón, trat inzwischen von seinem Staatssekretärposten zurück mit dem Vorwurf an Gonzales, ihn als Feigenblatt im Wahlkampf mißbraucht zu haben und sich passiv gegenüber der überschwappenden Korruptionswelle zu verhalten. Die einzelnen Skandale aufzuzählen, würde inzwischen ein dickes Buch füllen. In der Öffentlichkeit verschwindet vor diesen vielen Bäumen der dahintersteckende politische Wald. Korruptionsskandale sind erstens konkretes Ergebnis der PSOE-Politik und zweitens übernommene und verfeinerte Erbschaft des franquistischen Staatsapparates.

Drei sich überschneidende Kreise dieser Politik lassen sich unterscheiden. Da sind zum ersten die paramilitärischen Policiá Nacional und Guardia Civil mit den damit verknüpften Bürokratien des Innenministeriums. Diese stehen seit jeher im Zentrum von Drogenhandel und Waffenschiebereien und in Verbindung mit internationalen Mafias. Ausdruck davon war schon die Affäre um die Antiterroristischen Aktionsgruppen GAL, einer rechtsradikalen Terrorgruppe, die vom spanischen Innenministerium dafür finanziert wurde, ETA-Mitglieder und -Sympathisanten zu ermorden. Die Regierung konnte bis heute eine vollständige Aufklärung verhindern, obwohl zwei Polizeikommissare dafür ins Gefängnis mußten.

Inzwischen wurde unter anderem bekannt, daß der ehemalige Generaldirektor Luis Roldán (1986-93) Verhandlungen mit einer französischen Mafia führen ließ, die ihr Geld durch den Erwerb von staatlichen Immobilien in Madrid weißwaschen wollte (darunter auch Geld der ETA, die für diese Reinigung die üblichen Kommissionen von 8 – 10% bezahlte) und dafür Auskünfte über drei Verstecke der ETA in Südfrankreich anbot. Ähnliche Geschäfte hatte diese Mafia schon vorher mit dem militärischen Sicherheitsdienst CESID (Centro Superior de Información de la Defensa) getätigt. Derweil werden regelmäßig lokale Drogenringe mit Nationalpolizisten und Zivilguardisten aufgedeckt. In San Sebastián sah sich die Staatsanwaltschaft kürzlich offen außerstande, die verwickelten Drogenhandel- und Korruptionskreise aufzuklären. Der Geschäftsführer der bekannten Nobeldisko „Ku" und der Leiter der Antiterrorismusabteilung des Baskenlandes Coronel Galindo gehören hier zu den zentralen Figuren. Letzterer gehörte auch zu den Empfängern der regelmäßigen Sonderzahlungen des Reservefonds beim Innenminister. Daraus wurden neben Mafia-Geschäften zusätzliche Gehälter heimlich und steuerfrei auf die Privatkonten hoher Beamter und Polizisten gezahlt. Diese Praktiken des Sicherheitsapparates sind eine sozialistisch runderneuerte Erbschaft aus der Franco-Zeit. Roldán hatte als letzte Botschaft vor seiner Flucht, wobei ihm seine ehemaligen Untergebenen und die internationalen Mafiakontakte sehr zu Hilfe kamen, seinen potentiellen Verfolgern mitgeteilt: „Wenn ich ins Gefängnis gehe, dann nicht alleine!" Wer in Polizei und Innenministerium könnte ein Interesse haben, diesen bestens über alle Informierten aufzuspüren? Die Hoffnung ruht allein auf den Journalisten, und Deutsche erinnern sich dabei vielleicht an eine Badewanne.

Der zweite Skandalkreis ist ein genuines PSOE-Produkt und dreht sich um das Wirtschaftsministerium sowie die spanische Zentralbank Banco de España. Die Wirtschaftsminister Boyer (1982-85) und Solchaga (1986-93) entwickelten mit dem Chef der Notenbank Mariano Rubio (1984-92, derzeit hinter Gittern) eine neoliberale Wirtschaftspolitik, die bei erhöhten Zinsen ein Spekulationsfieber und enorme Börsengewinne sicherte. Der Garant dafür, daß die Verantwortlichen dieser Politik und ihre Freunde, der neureiche sozialistische Jet Set von Madrid, einen erheblichen Teil dieser Spekulationsgewinne steuerfrei auf ihren Privatkonten wiederfanden, war der Börsenmakler Manuel De la Concha (früher Studienkollege, heute Zellengenosse von Rubio). Dieser gründete mit dem Geld der Banco de España die Ibercorp-Bank, die sich auf illegale Scheingeschäfte und Spekulationen spezialisierte. Mit dem Einbruch des künstlichen spanischen Wirtschaftsbooms flog dieses Finanznetz auf. 350 prominente Namen hatten bei der Ibercorp schwarze Konten und zittern nun den bevorstehenden Enthüllungen entgegen.

Jahrelang hatte die sozialistische Regierung die Erfolge dieser Wirtschaftspolitik gepriesen und war dafür in aller Welt (u.a. von Kohl und dem IWF) gelobt worden. Vollen Stolz verkündete Solchaga 1988: „Spanien ist das Land Europas und fast der ganzen Welt, wo man am besten schnelles Geld verdienen kann." Vier Jahre später war der Zauber vorbei, die Rezession im Gange, die Großbank Banesto und das Kuwait Investment Office KIO, zwei zentrale Finanzagenturen dieser Phase, sind in betrügerischen Bankrotts aufgeflogen und mehrere Agenten dieser Politik warten auf ihre richterlichen Urteile.

Der dritte Skandalkreis ist ein Produkt des spanischen Parteiensystems, das sich am Ende des Demokratisierungsprozesses schnell verbürokratisierte und entpolitisierte. Hier

spielen nicht aufgeblähte Finanzmakler, sondern kleine Parteibeamte die Hauptrolle. Neben Geld geht es hierbei auch um Posten und politische Mehrheiten. Erster Großskandal aus diesem Kreis war der Fall Juan Guerra, der Bruder des stellvertretenden Generalsekretärs des PSOE Alfonso Guerra, der darüber sein Regierungsamt verlor. Juan Guerra nutzte seine familiären Bande, um vom Parteibüro aus sein Unternehmen mit Aufträgen zu versorgen. Etwas später traten die Skandale um die Schatzmeister der Konservativen Volkspartei Partido Popular Rosendo Naseiro und – unvermeidlich – des PSOE Guillermo Galeote und Carlos Navarro hinzu, die über illegale Scheingeschäfte mit öffentlichen Geldern die Parteikassen auffüllten. Derartiges passiert ebenso wie öffentliche Auftragsvergabe gegen Bestechung und die Veruntreuung öffentlicher Gelder auch in vielen Regional- und Stadtregierungen. Selbstverständlich bleiben die Staatsunternehmen nicht außen vor, wie der Skandal um die Eisenbahngesellschaft RENFE 1992 zeigte. Der damalige RENFE-Präsident und spätere Gesundheitsminister García Valverde mußte wegen illegaler Grundstücksgeschäfte zurücktreten. Damit Parteien und Staat nicht so alleine dastehen, inszenierte die sozialistische Gewerkschaft UGT zu Beginn dieses Jahres ihren „Neue Heimat Skandal", der zur Auflösung der gewerkschaftseigenen Wohnungsbaukooperative führte. Diese hatte sich verspekuliert und geriet in Zahlungsschwierigkeiten, so daß Tausende von Gewerkschaftsmitgliedern derzeit um ihre Einlagen bangen und von den erhofften Wohnungen nichts außer leeren Grundstücken und halbfertigen Bauruinen zu sehen ist. Die UGT mußte ihr gesamtes Vermögen einsetzen, ohne daß ein Ende der Probleme bisher ersichtlich ist. Die darüber grübelnden Bankiers haben derzeit dringendere Sorgen.

Daß es den Parteibeamten aber nicht nur um Geld, sondern auch um Politik, d.h. die Erringung von Posten, geht, und daß die politische Kultur des PSOE das Handeln ihrer Mitglieder inzwischen völlig bestimmt, zeigten zuletzt die Auseinandersetzungen in dem PSOE-Regionalverband von León. Hier mußte die Polizei auf dem Kongreß im April Schlägereien zwischen den beiden Flügeln, den sogenannten „Guerristas" (benannt nach dem Parteivize Guerra) und den „Renovadores" (Erneuerer, die im Auftrag von González nun den Guerra-Leuten die Posten wegnehmen sollen) verhindern. Hintergrund der Auseinandersetzung war die schon häufiger angewandte Praxis der Guerristas, die Mitgliederlisten mit Namen aufzustocken, die von ihrer Mitgliedschaft gar nichts wußten aber immer für Guerras Kandidaten stimmten. Etwa 1000 „Neumitglieder" dieser Art sollten die Mehrheit der Guerristas sichern. 800 wurden von dem neuen Organisationssekretär des PSOE, dem Renovador Cipriá Ciscar, schlicht wieder ausgebürgert, darunter anscheinend auch ein paar erboste wirkliche Mitglieder.

Der dritte Skandalkreis verdeutlicht zugleich den inneren Zustand einer Regierungspartei, der nach der Regierung in einer post-felipistischen Ära schwere Zeiten bevorstehen. Die Partei ist gespalten, ihre Flügel kämpfen auf allen Regional- und Lokalkongressen derzeit erbittert um Mehrheiten, ohne daß eine einzige politische Debatte geführt wird. Keine politische Idee könnte einer Fraktion zugeschrieben werden, beide zeichnen sich durch inhaltslose Phrasenrhetorik aus. Das Entstehen dieser beiden Flügel, neben denen kritische Minderheiten wie die Izquierda Socialista (Sozialistische Linke) schon lange keinen Platz mehr haben, ist alleine dem Umstand geschuldet, daß sich seit dem Ausscheiden Guerras aus der Regierung Partei und Regierung auseinandergelebt haben. Die Partei wurde zunehmend zum Regierungsproblem, bis sich Felipe entschloß, seinem Exfreund aus Sevillaner Zeiten Guerra die Kontrolle über die Partei zu entreißen. So werden derzeit regierungsnahe Felipistas, die sich Erneuerer nennen, von oben in den Parteiapparat gedrückt, der darüber gespalten wird. Die einen wandeln sich im Handumdrehen in Renovadores, die anderen (Guerristas) verteidigen ihre Stellungen.

Nach außen, d.h. bei den bevorstehenden Wahlkämpfen für das europäische und andalusische Parlament, möchten viele dieser Politiker am liebsten gar nicht mehr als solche erscheinen, um den Beschimpfungen der angesichts der Skandalwelle aufgebrachten Bevölkerung zu entgehen. Wahlkampfmanager des PSOE zu sein, bedeutet derzeit, auf einem undankbaren Schleudersitz Platz genommen zu haben. Vielleicht wäre die Bevölkerung weniger aufgebracht, hätte sie bei den Wahlen eine Alternative. Dem Partido Popular, einer politischen Herberge vieler Altfranquisten, und ihrem unsympathischen Vorsitzenden Aznar traut jedoch trotz erheblicher Stimmengewinne kaum jemand einen politischen Wandel zu.

An dieser Stelle rundet die Izquierda Unida (Vereinte Linke), das linke Parteienbündnis um den Vorsitzenden der Kommunistischen Partei Julio Anguita, das desaströse Bild der spanischen Politik ab. Nicht nur die Unfähigkeit, den politischen Sumpf der KP zu verlassen, wie es ein Minderheitenflügel um altgediente Linke wie Christina Almeide und Nicolás Sartorius fordern, sondern die Unfähigkeit zu politischer Diskussion überhaupt macht diese Parteienkoalition zu einem ohnmächtigen Zuschauer der Ereignisse. Anguita fordert täglich mit überzogenen Vokabeln wie „Faschismus" den Rücktritt von González und wechselnden Ministern. Sein ganzer Diskurs erschöpft sich in persönlichen Attacken, ohne eine einzige politische Forderung zu nennen. Dabei wäre jetzt eine einmalig günstige Gelegenheit, die Entmilitarisierung der Polizei und Auflösung der Guardia Civil zu fordern, die Trennung von Wirtschaftspolitik und Finanzkapital auch instrumentell einzuklagen, eine transparente Parteienfinanzierung, Kontrollrechte der Bürger... unzählige radikaldemokratische und linke Programmpunkte wären auf der politischen Tagesordnung, keine einzige wird von der Izquierda Unida ins Feld geführt. Aus persönlichen Verunglimpfungen entsteht jedoch weder eine andere Politik noch eine linke Wählerschaft. Die traurige Koinzidenz der Diskurse zwischen Anguita und Aznar vervollständigte so die politische Einöde Spaniens.

Den politischen Kommentator, dessen kritische Analysen jahrelang im Ausland auf verbreitetes Unverständnis und Ablehnung angesichts des glänzenden Bildes des neuen demokratischen, modernen, europäischen Spaniens im Ausland stießen, befällt darüber eine gewisse Langeweile, obwohl doch alles immer mehr den Charakter eines Agententhrillers annimmt. Wann wird man mal wieder über interessante politische Debatten und Inhalte aus Spanien berichten können? Die letzte tiefgreifendere Auseinandersetzung fand im Vorfeld des Generalstreiks 1988 (14-D", vgl. *links* 1/89) statt, als die Gewerkschaften gegen die neoliberale Politik der Regierung aufstanden. Seither besteht Politik nur noch aus einem fauligen Gemisch von Wahlen, Skandalen und Kongressen. ●

Der Osten bleibt rot

Vom Staatskapitalismus in die Barbarei?

Texte zum Zusammenbruch des „Sozialismus" und zum Krieg in Jugoslawien

Inhalt:

I. Vorwärts nach Gestern. Alter und neuer Nationalismus und Antisemitismus in Osteuropa

II. Täter und Opfer. Über die Logik der Bewußtseinstrübung

III. Sieg im Volkskrieg? Von Tito zu Tudjman – Das Beispiel Jugoslawien

Ex-Anti-NATO Gruppe, Freiburg
1993, 56 Seiten, 20 Photos, 7.– DM

Einzelbestellungen nur gegen Vorkasse (Briefmarken, Verrechnungsscheck) zzgl. 1.– Porto an: Ex-Anti-NATO Gruppe, c/o T. Hohner, Bettackerstr.25, 79115 Freiburg

PETER WAHL

Warten auf Godot?

Zwei Jahre nach UNCED

„Die letzte Chance den Planeten zu retten", so las man es vor Tische, d.h. so wertete ihr Generalsekretär Maurice Strong die UN-Konferez zu Umwelt und Entwicklung (UNCED) in Rio.

Nach Ende der Konferenz glaubte niemand mehr, daß in Rio auch nur der Durchbruch zu einer Lösung der globalen Doppelkrise von Umwelt und Entwicklung erreicht worden wäre, und die Bewertungsmaßstäbe wurden drastisch runtergeschraubt. Es wurde die Parole ausgegeben (u.a. von Bundesumweltminister Töpfer), UNCED sei ein Prozeß, dessen Erfolg sich in der praktischen Umsetzung in den kommenden Jahren erweisen würde. Da ist sicher etwas dran, auch wenn Töpfer mit seinem Argument vor allem eine Beschönigung der mageren Konferenzergebnisse im Auge gehabt haben dürfte.

Über die Bewertung eines Prozesses, in dem wir noch mitten drin stecken, läßt sich trefflich streiten, ob das Glas denn nun halb voll oder halb leer ist. Wir wollen uns deshalb damit bescheiden, zu fragen, in welche Richtung sich der UNCED Prozeß bewegt.

Rekapitulieren wir die wichtigsten Ergebnisse von UNCED:

- die Klimarahmenkonvention,
- die Konvention zum Schutz der biologischen Vielfalt,
- die Etablierung der UN-Kommission für nachhaltige Entwicklung (CSD),
- Verabredung über weitere UN-Konferenzen über Desertifikation und Probleme kleiner Inselstaaten,
- Einigung über die Etablierung der ursprünglich ausschließlich bei der Weltbank angesiedelten Globalen Umweltfaszilität (GEF) als neuer Mechanismus für Umweltfinanzierung und als Finanzierungsinstrument der beiden Konventionen,
- Agenda 21, ein völkerrechtlich zwar unverbindlicher Aktionsplan, inhaltlich aber das interessanteste Dokument von Rio.

Bei der Klimakonvention war es vor allem der damaligen US-Administration unter Bush schon in Rio gelungen, den Text so zu verwässern, daß keine verbindlichen Reduktionsmengen und -zeiträume verabschiedet wurden. Bei solcherart Minimalismus wird es nicht verwundern, daß sich hier am ehesten Erfolge vermelden lassen: seit März dieses Jahres ist die Konvention in Kraft, nachdem mehr als 50 Staaten sie ratifiziert hatten. Im April nächstes Jahr wird in Berlin die erste Vertragsstaatenkonferenz stattfinden. Optimisten hoffen, daß mit diesen jährlich vorgesehenen Konferenzen ein Prozeß institutionalisiert werden könnte, bei dem es doch noch zu verbindlichen Festlegungen über konkrete Reduktionsziele kommt.

Die Bundesregierung setzt sich in den Verhandlungen des International Negotiating Committee (INC), das die Berliner Konferenz vorbereitet, dafür ein, daß sich die Industriestaaten verpflichten, ihre CO_2 Emissionen bis zum Jahre 2000 auf dem Niveau von 1990 zu stabilisieren.

Allerdings wäre selbst bei einem solchen Verhandlungserfolg noch Skepsis angebracht. Denn was von Verpflichtungen dieser Art zu halten ist, wird an dem Beschluß des Bundeskabinetts vom Dezember 1990 deutlich, der vorsah bis 2005 die CO_2 Emissionen der Bundesrepublik um ein Drittel unter das Niveau von 1990 zu senken. Nach einer Studie des Bundesumweltamtes wird dieses Ziel nicht nur nicht erreicht, sondern das CO_2 in unserer Luft wird sogar noch zunehmen.

Um aber vielleicht doch noch eine „Erfolgsbilanz" vorweisen zu können, setzt sich Bonn – gemeinsam mit anderen Industrieländern – im INC mit Verve für die Idee ein, durch die Finanzierung von Klimaschutzmaßnahmen in Entwicklungsländern, sich von Reduktionsmaßnahmen zu Hause freizukaufen. Das Argument ist, in den Entwicklungsländern sei die Kosten-Nutzenrelation von Umweltmaßnahmen viel günstiger als im Norden. Das System der Verschmutzungsrechte, die man kaufen und verkaufen kann, ist ein planetarischer Ablaßhandel, der es dem Norden erlaubt, die überfällige Wende in der Umweltpolitik weiter hinauszuschieben und erst einmal weiter zu machen wie bisher.

ZEICHNUNG: LÖFFLER

Zwar stemmen sich die Entwicklungsländer noch gegen den Handel mit Verschmutzungsrechten, aber da es bei diesem Geschäft kurzfristig Geld zu verdienen gibt, dürfte der Widerstand nicht allzu hinhaltend sein.

Fazit: sollte sich der Handel mit Verschmutzungsrechten durchsetzen, so würde dies eine der zentralen Einsichten von Rio ad absurdum führen, nämlich daß der Norden die entscheidende Quelle der globalen Umweltkrise ist und einschneidende Veränderungen daher zuerst hier notwendig sind.

Die Konvention zum Schutz der biologischen Vielfalt war von Anfang an besser als die Klimakonvention. Sie war ein erster Schritt, das wichtige Problem Biodiversität international zu regeln und dabei auch die Interessen der Entwicklungsländer in einem gewissen Maße zu berücksichtigen. Die USA haben daher die Konvention damals nicht unterzeichnet. Inzwischen hat die Clinton Administration dies nachgeholt. Allerdings mit einem Zusatzprotokoll, das den Interessen der US-Pharma- und Chemiemultis Rechnung trägt. Denn die Konzerne sind an den genetischen Ressourcen des Südens für die Gentechnologie – offenbar *die* Wachstumsbranche des kommenden Jahrhunderts, brennend interessiert.

Überdies wurden mit dem Abschluß der GATT-Verhandlungen Vereinbarungen zum "Schutz geistigen Eigentums" (das bedeutet die Patentierbarkeit von Leben durch die Genlabors des Nordens) und die Erleichterungen für ausländisches Kapital im Zugang auf nationale Volkswirtschaften eine weitere Weichenstellung vorgenommen, die die Bio-diversitätskonvention in wichtigen Teilen untergräbt, ehe sie überhaupt in Kraft getreten ist.

Die CSD wurde zum ersten Jahrestag von UNCED offiziell konstituiert. Die Vorberei-

tungsphase ist noch nicht abgeschlossen. Z.B. gibt es über die Partizipationsmöglichkeiten des Nicht-Regierungssektors noch keine definitive Entscheidung, auch wenn sich abzeichnet, daß es hier gewisse Fortschritte im Vergleich zur bisherigen Praxis geben wird. Freilich muß man sich im Klaren darüber sein, daß die Funktion der CSD günstigstenfalls darin bestehen kann, inhaltlich einige Kontrapunkte zum weltpolitischen mainstream zu formulieren und diese einer mehr (oder weniger) minder großen Öffentlichkeit zu vermitteln. Für mehr besitzt die Kommission nicht die Kompetenzen.

Klaus Töpfer wird bei der diesjährigen CSD-Sitzung als Vorsitzender kandidieren und mangels KonkurrentIn auch gewählt werden. Ein Erfolg für den CDU-Politiker, aber auch für den UNCED Prozeß? Töpfers Ressort ist seit Rio schließlich immer rascher in der Bedeutungslosigkeit und im Sumpf des Grünen Punktes versunken. Durchsetzungsfähigkeit bewies er zuletzt nur noch für die Interessen der Atomindustrie gegenüber Joschka Fischer und Monika Griefenhahn.

Ohne Moos nix los

Die Konferenz zur Wüstenbildung, die derzeit vorbereitet wird, ist ein Zugeständnis an die afrikanischen Staaten, die in Rio vergeblich versucht hatten, eine Konvention gegen die Ausbreitung von Steppen und Wüsten auf die Tagesordnung zu setzen. Falls es zu einer Konvention kommt, was beim jetzigen Verhandlungsstand gut möglich erscheint, so wird diese daran kranken, daß die meisten Regierungen Desertifikation als regionales Problem sehen, das sie nicht betrifft. Dementsprechend wird das Engagement noch geringer sein als bei den Konventionen zu Klima und biologischer Vielfalt. Und vor allem wird es bei der praktischen Umsetzung an den notwendigen Finanzmitteln fehlen.

Eine ähnliche Konstellation besteht bei der Konferenz über Probleme der kleinen Inselstaaten (vor allem im Pazifik), die selbst bei einem geringen Anstieg des Meeresspiegels im wahrsten Sinne des Wortes zum Untergang verurteilt sind.

Überhaupt ist der Rückgang des Finanztransfers in den Süden eines der gravierendsten Probleme des UNCED Nachfolgeprozesses. Ursprünglich war kalkuliert worden, daß zur Umsetzung der Agenda 21 der Norden zusätzlich ca. 60 Milliarden Dollar jährlich bereit stellen sollte. Das entspräche der Erhöhung der bisherigen Entwicklungshilfe auf die bereits vor 20 Jahren zugesagten 0,7% des Bruttosozialproduktes. Tatsächlich geht der Trend in die umgekehrte Richtung. Fast alle Industrieländer kürzen die Entwicklungshilfe. In der Bundesrepublik ist der Etat des BMZ für 1994 erstmals real gesunken. Rechnet man die Rückflüsse der als Kredite gewährten Finanzhilfe heraus, so liegt der Anteil der Entwicklungshilfe in der Bundesrepublik heute bei 0,29 % des BSP. In Rio hatte Kohl noch seine Unterschrift unter das 0,7 % Ziel gesetzt.

Die GEF, die in Rio noch mit 6 Mrd. Dollar ausgestattet werden sollte, hat heute angesichts der internationalen Wirtschaftskrise und den allfälligen Haushaltsdefiziten gerade noch zwei Mrd. Dollar für die nächsten drei Jahre zur Verfügung.

Abgesehen davon, daß dies wieder nur der berühmte Tropfen auf den heißen Stein bedeutet, hat die offizielle Evaluierung der Pilotphase des Fonds erhebliche qualitative Mängel ans Licht gebracht. Wenn sich hier nichts grundlegend ändert, dürften die zwei Milliarden Dollar schnell zum Feigenblatt verkommen für die Unfähigkeit des Nordens, die globalen Krisen wirklich anzupacken.

Agenda 21, in der neben viel Konventionellem durchaus auch einige bedenkenswerte Einsichten und Vorschläge zu finden sind, hätte Impulse für eine Diskussion um einen neuen gesellschaftlichen Konsens sein können.

Agenda 21 sagt klar, daß das Produktions- und Konsummodell des Nordens nicht globalisierbar ist. Agenda 21 sagt klar, daß die Hauptquelle für die Krise der menschlichen Zivilisation im Norden liegt. Agenda 21 sagt klar, daß die Wende im Norden beginnen muß. Der ökologische Umbau der Industriegesellschaft, ein neues Nord-Süd-Verhältnis, die Demokratisierung der internationalen wie der innergesellschaftlichen Strukturen – das sind die Herausforderungen der Politik am Ende dieses Jahrtausends.

Doch die hoffnungsvollen Ansätze von Rio sind unter die Räder der vermeintlichen Sachzwänge der Standortdebatte geraten. Die soziale Frage, Arbeitslosigkeit und Armut in den Industrieländern – auch in Deutschland – werden gegen Umwelt und Nord-Süd ausgespielt, anstatt nach einem neuen gesellschaftlichen Konsens zu suchen, der – national und global – den Weg in ein sozial gerechtes und umweltverträgliches Entwicklungsmodell ebnen könnte. Agenda 21 hätte einige Anregungen dazu geben können.

Das Denken und Handeln in den konventionellen Bahnen von Wachstum und Entwicklung, das gerade eine zentrale Ursache für die Krise des Planeten ist, feiert dagegen fröhliche Urständ'.

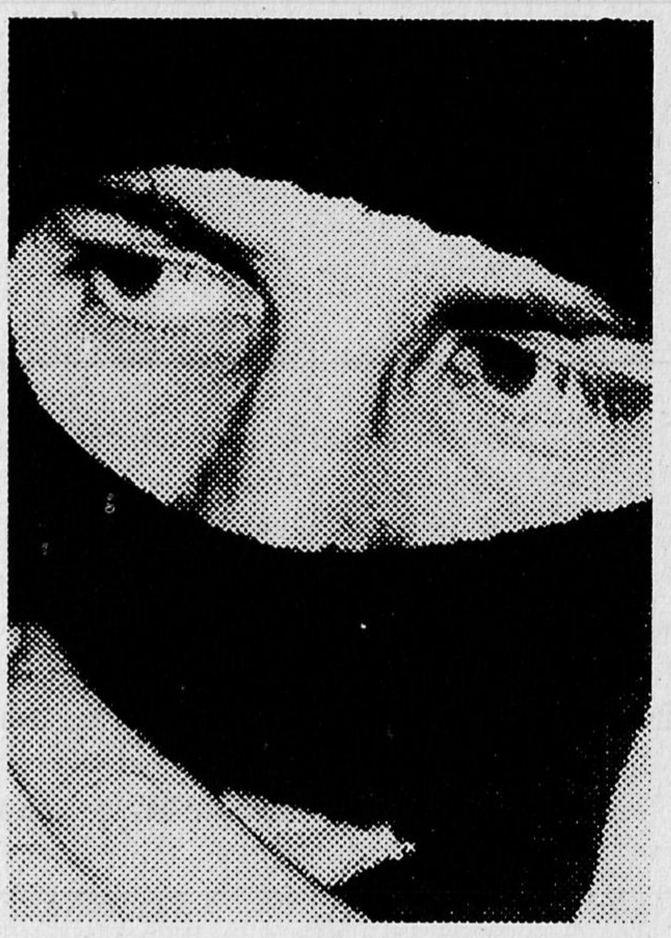
Die Ideen für innovative Instrumente einer neuen Politik, für institutionelle Reformen, die Aktionsprogramme, incl. Agenda 21, werden zunehmend bedeutungslos. Utopien für grüne und linke Spinner.

Unter diesen Rahmenbedingungen muß die Antwort auf die Frage, wohin der UNCED Prozeß sich bewegt, eindeutig ausfallen: er bewegt sich im Krebsgang – langsam, aber sicher nach rückwärts. ●

Der Autor ist Geschäftsführer von Weltwirtschaft, Ökologie & Entwicklung – WEED, Bonn

Neu im Mai 94

ila 175



Das Interview

ila-Gespräch mit Subcomandante Marcos über Struktur und Perspektiven der EZLN, außerdem aktueller Stimmungsbericht aus Chiapas.

Schwerpunkt: Bolivien

35 Seiten zu den Folgen der neoliberalen Wirtschaftspolitik und dem Dilemma der Gewerkschaften und (ehemaligen) Linken, die teilweise die gegenwärtig Regierungspolitik mittragen. Dazu Interviews mit Víctor Hugo Cárdenas (Vizepräsident) und Sonia Montaña (Staatssekretärin für Geschlechterfragen)

außerdem: Interview zum linken Wahlerfolg in Argentinien, ein Vorbericht zu den Wahlen in Brasilien, ein Gespräch mit dem Antifaschisten Heinz Ostrower (KPO) über sein Leben zwischen Breslau und Rio de Janeiro und ein Konferenzbericht zum internationalen Blumenhandel.

ila 175 (Mai´94)
68 Seiten, 7 DM

BESTELLEN

Informationsstelle
Lateinamerika
Heerstr. 205
53111 Bonn
(0228) 65 86 13

ila

ULRICH BRAND

Globale Definitionsmacht in wirren Zeiten

Zum Sinn der UNO-Weltkonferenzen

Alljährlich kurz vor oder nach dem medialen Sommerloch des Nordens finden seit 1992 Weltkonferenzen statt. Veranstalterin ist die UNO, teilnahmeberechtigt sind die Regierungen dieser Welt und die „globale Zivilgesellschaft". Heraus kommt recht wenig an Verbindlichem, doch das mit System. Dennoch haben die Konferenzen ihre Funktion.

Die Weltkonferenzen der UNO bringen Tausende in die Flieger und in ferne Länder. Allen voran nach New York, wo die Konferenzen in jeweils mehreren Sitzungen (für Kenner des Parketts: PrepComs) vorbereitet werden, damit vor den Augen „der Weltöffentlichkeit" auf den eigentlichen Konferenzen nix mehr schief gehen kann.

Zum Show-down geht es schließlich nach Brasilien, Österreich, Ägypten oder sonstwohin. Im Erstweltjargon heißt das dann Weltumweltkonferenz in Rio 1992, (eigentlich: Weltkonferenz über Umwelt und Entwicklung), Menschenrechtskonferenz in Wien 1993 oder Weltbevölkerungskonferenz in Kairo 1994 (offiziell: Weltkonferenz über Bevölkerung und Entwicklung).

Bei allen thematischen Differenzen haben die Konferenzen wichtige Gemeinsamkeiten: Ihre Funktion zu Beginn der 90er Jahre ist ähnlich, ihr Ablauf und die TeilnehmerInnen unterscheiden sich wenig.

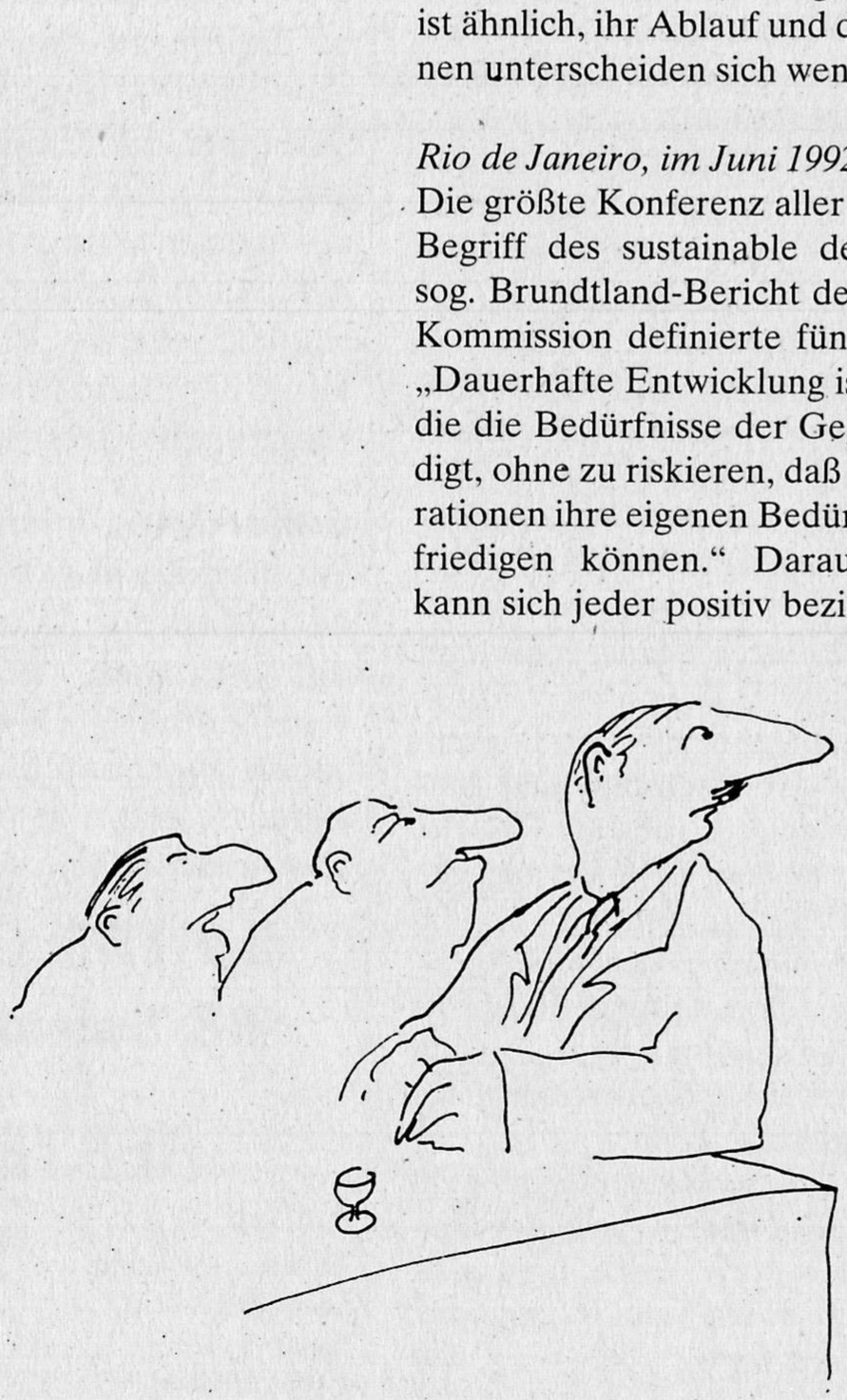
Rio de Janeiro, im Juni 1992.

Die größte Konferenz aller Zeiten prägt den Begriff des sustainable development. Der sog. Brundtland-Bericht der sog. Nord-Süd-Kommission definierte fünf Jahre vorher: „Dauerhafte Entwicklung ist Entwicklung, die die Bedürfnisse der Gegenwart befriedigt, ohne zu riskieren, daß künftige Generationen ihre eigenen Bedürfnisse nicht befriedigen können." Darauf konnte und kann sich jeder positiv beziehen, die Weltbank und die Regierungen unterschiedlichster Länder, Greenpeace und der BUND, soziale Bewegungen verschiedenster Couleur.

Der versöhnlerische Begriff der nachhaltigen Entwicklung überdeckt Interessengegensätze, reale Machtverhälnisse national und global, und somit wird das Konzept zur unterschiedslosen Angelegenheit „der Menschheit" aufgebauscht.

Im Vorfeld und während der Konferenz wurde das Thema „Umwelt und Entwicklung„ breit diskutiert. Endlich schien die Ratlosigkeit der entwicklungspolitischen Diskussion überwunden, die sich nach dem offensichtlichen und desaströsen Scheitern der Entwicklungsanstrengungen in den meisten peripheren Länder in den 80er Jahren ausgebreitet hatte. Es gab eine unverbindliche Abschlußerklärung und eine fünfhundert Seiten starke Anleitung zur Umsetzung der Konferenzergebnisse mit dem wegweisenden Namen „Agenda 21". Eine „Kommission für nachhaltige Entwicklung" sollte als UNO-Unterorganisation die Verwirklichung der Ziele überwachen.

Unmittelbar nach der Konferenz folgte das Schweigen im Walde. Das Thema Umwelt



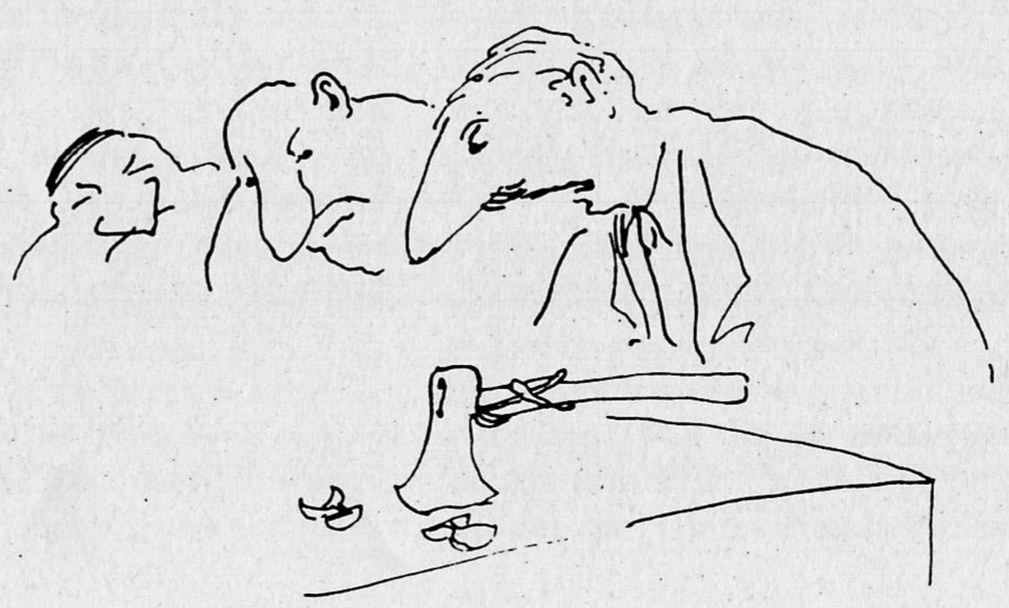
und Entwicklung war kein Thema mehr. Die Kommission für nachhaltige Entwicklung hatte es trotz der auf der Konferenz beschworenen Dramatik gar nicht eilig und traf sich genau ein Jahr später zum ersten Mal. Vorsitzender der Kommission ist übrigens UNCED-Chef Maurice Strong, der die Versöhnung von kapitalistischer Ökonomie und natürlichen Lebensgrundlagen vor allem als P.R.-Problem begreift.

Eine der widerlichsten Konsequenzen der UNCED in der BRD ist der vor einigen Wochen von CDU/FDP/SPD/GRÜNEN-Politikern präsentierte „Ökologische Marschall-Plan" zur Rettung der Menschheit. Bis zur Rio-Nachfolgekonferenz im kommenden Jahr in Berlin sollen eine Million deutsche ErdretterInnen den Plan unterschreiben. Der beschreibt vier Problemfelder: Klima, Tropenwälder, „Bevölkerungsexplosion" und Ost-West-Umweltkooperation. Ausgeblendet werden: Verschuldung, weltwirtschaftliche und -politische Fragen, Kooperation mit peripheren Ländern, Landreformen u.a. Verantwortliche für die derzeitige Situation: Alle. Ziel: Der „öko-soziale Umbau der Marktwirtschaft". Mittel: Vor allem Technologie und – implizit – nördliche Dominanz. Wenn das alles bleibt, kann die UNCED-Nachfolgekonferenz im kommenden Jahr ohne besondere Spannung erwartet werden.

Wien, im Juni 1993.

Als die UNO-Vollversammlung 1990 beschloß, drei Jahre später eine globale Menschenrechtskonferenz abzuhalten, sah das wie ein publizistisches Schnäppchen aus. Ein Jahr nach „1989„: Die bürgerlich-demokratischen Revolutionen in Osteuropa waren größtenteils friedlich verlaufen, in vielen afrikanischen Staaten gaben unter dem Druck von Oppositionsbewegungen und Wirtschaftskrisen Staatsparteien ihren Monopolanspruch auf. In Lateinamerika gab es in den 80er Jahren in vielen Ländern politische Demokratisierungen, bei denen sich die militärischen Machthaber in die Kasernen zurückzogen.

Nur drei Jahre später sieht es schlecht aus um die Menschenrechte in der Welt. Die Hoffnungen haben getrogen. Weltweit nehmen regionale Auseinandersetzungen zu, die politischen Demokratisierungen stoppen keineswegs die unbeschreiblichen Verarmungsprozesse,
die Reichen schotten sich ab.
Ursprünglich war die Konferenz übrigens in Berlin geplant, bis die BRD-Regierung wegen zu hoher Kosten absagte. Man stelle sich vor: 1993 eine Weltmenschenrechtskonferenz in Großdeutschland.



Der Vorteil wäre gewesen, daß sich kurz nach der Asylrechtsänderung und nach dem Brandanschlag in Solingen niemand Illusionen gemacht hätte über das Geschwätz der Staatschefs.

In Wien wurde dann der Schwarze Peter den Ländern zugeschoben, die die Universalität der Menschenrechte nicht anerkennen wollten: China, Thailand u.a. Gleichzeitig werden gerade mit China, „der globalen Wachstumsregion", die dicken Geschäfte angeleiert. Wie schon in Rio, kam auch in Wien keine Diskussion über die Gründe der verheerenden globalen Menschenrechtssituation auf. Und auch die empirisch evidente Tatsache, daß ökonomisch prosperierende periphere Länder wie Südkorea, Thailand oder China allesamt Entwicklungsdiktaturen sind, war kein Thema.

Alles ist ganz schrecklich, und die westlichen Regierungen sind die obersten Hüter der Menschenrechte. Dies paßte auch in die Neuausrichtung der Entwicklungshilfe (neudeutsch: Entwicklungszusammenarbeit), die an Bedingungen wie Demokratie und Menschenrechte, natürlich jeweils nach westlichm Vorbild, geknüpft sind.

So what? Von der Wiener Menschenrechtskonferenz spricht heute niemand mehr. Daß die UNO die Menschenrechte in irgendeiner Wiese fördern oder sichern könnte, dieser Gedanke wurde nicht nur im Krieg in Exjugoslawien schamhaft beerdigt. Die Folgekonferenz 1997 auf Hawaii wird dieselben Diskussionen mit denselben Konstellationen wiederholen. Eigentlich könnte die Konferenz abgehakt werden, so wie es die internationalen Diplomaten machten. Wäre da nicht die mit der Konferenz verbundene Definitionsmacht.

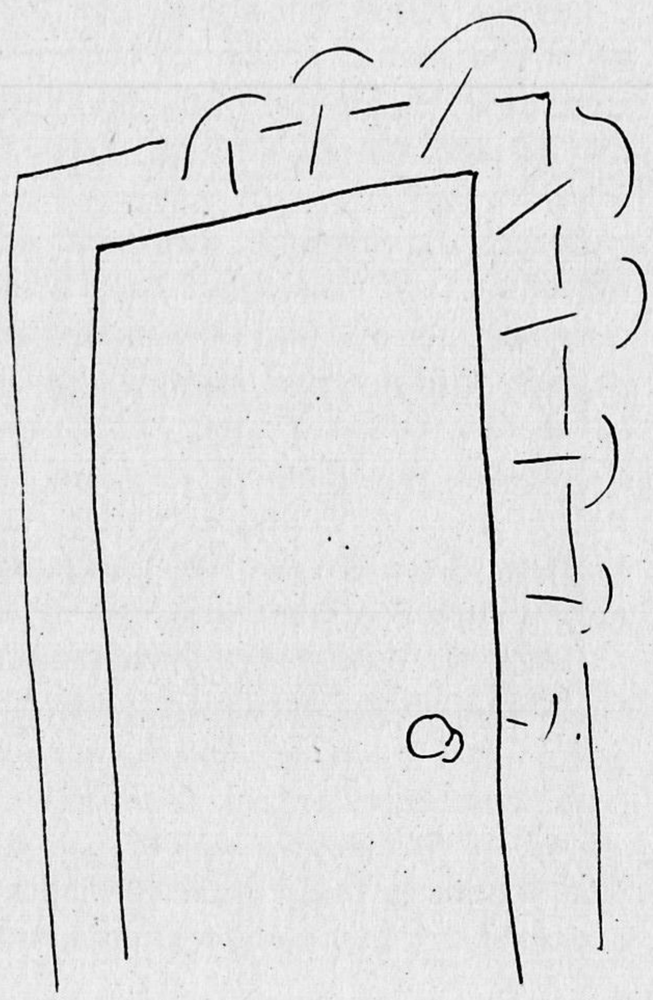
Kairo, im September 1994.

Es ist angerichtet. Seit der letzten weltweiten Konferenz, das die Weltbevölkerung zum Thema hatte (Anfang der 80er Jahre in Mexico), hat sich viel getan. Die „Bevölkerungsexplosion" ist neben der hemmungslosen Naturzerstörung in Nord und Süd zum gleichgewichtigen Faktor oder gar zur einzigen Ursache geworden, um die Probleme der Gattung Mensch zu erklären. Was in den 70er Jahren nur Öko-Faschisten wie Herbert Gruhl äußerten, wird heute von den „Bevölkerungsexperten" aller Länder ganz selbstverständlich verwandt. Dabei geht es natürlich nicht um Familienpolitik in den Metropolen, denn wie die Politik der Bundesregierung deutlich zeigt, geht hier offensichtlich die Sorge um das Aussterben „der Deutschen" um. Pro Kind mehr gibt es bares Geld. Nicht so im Trikont, auf den allein sich die globale Bevölkerungspolitik bezieht. Diese ist durch und durch rassistisch.

Die bundesdeutschen Leitmedien gaben sich in den letzten Wochen und Monaten alle erdenkliche Mühe, um das Thema der „Überbevölkerung" und „Bevölkerungsexplosion" mit mehr oder weniger fundierten Hintergrundinformationen zu positionieren. *Die Zeit* machte eine ganze Serie zum Thema, der *Stern* wartete mit einem 14-seitigen *Extra* auf. Der *Spiegel* heizt sporadisch das Bild der sich wie Karnickel vermehrenden Menschen außerhalb der Zivilisation an. Machen wir uns also in den kommenden Monaten auf etwas gefaßt.

Immer wieder wird auf die Thesen von Thomas Malthus verwiesen, der im vergangenen Jahrhundert darauf hinwies, daß sich damals die Lebensmittelproduktion in arithmetischer Reihe, die Bevölkerungszahl aber in geometrischer entwickle. So verweisen auch die globalen Chefökologen des *Worldwatch Institute*, die jährlich in einem Buch mit Millionenauflage ihre Meinung zum Zustand der Welt abgeben, 1994 mit besonderem Nachdruck darauf, daß die Nahrungsmittelproduktion nicht mit der Bevölkerungsentwicklung mithalten kann. Der Schlüssel zum Erfolg der Problembekämpfung liegt auf der Hand: „Familienplanung". Im selben Bericht geht es kaum noch um globale und nationale Ungleichheiten der Reichtumsverteilung.

Besonders perfide ist, daß in Rio die Gentech-Lobby ihre Interessen an der Ausbeutung des Erbgutes in den peripheren Ländern mit der schillernden Vision rechtfertigten, Hunger und Krankheit aus dem Labor heraus abzuschaffen. Wenn es dann um „Überbevölkerung" geht, ist die Ernährung der



Menschheit wieder ein Nullsummenspiel.

Ohne Prophethie kann soviel vorhergesagt werden: „Bevölkerungs-“ und „Familienplanung“ werden die Schlagworte der in Kürze stattfindenden Konferenz in Kairo. Ein besonderes Problem ist dabei natürlich die Einbindung von Frauen durch die Konferenz, die schon durch die Teilnahme gewisse Diskussions-Standards akzeptieren.

Schließlich werden die überwiegend männlichen Eliten des Südens wieder versuchen, möglichst viel Geld für ihre Projekte zu bekommen. Auch da gleichen sich Rio, Wien und Kairo. Der Unterschied wird sein, daß die Umsetzung der Kairoer Beschlüsse zur Bevölkerungsplanung schleunigst angegangen werden wird bzw. die heutigen Politiken dadurch ihr offizielles Mäntelchen umgelegt bekommen. Das kann man von den hohlen Erklärungen der beiden Konferenzen 1992 und 1993 nun nicht behaupten.

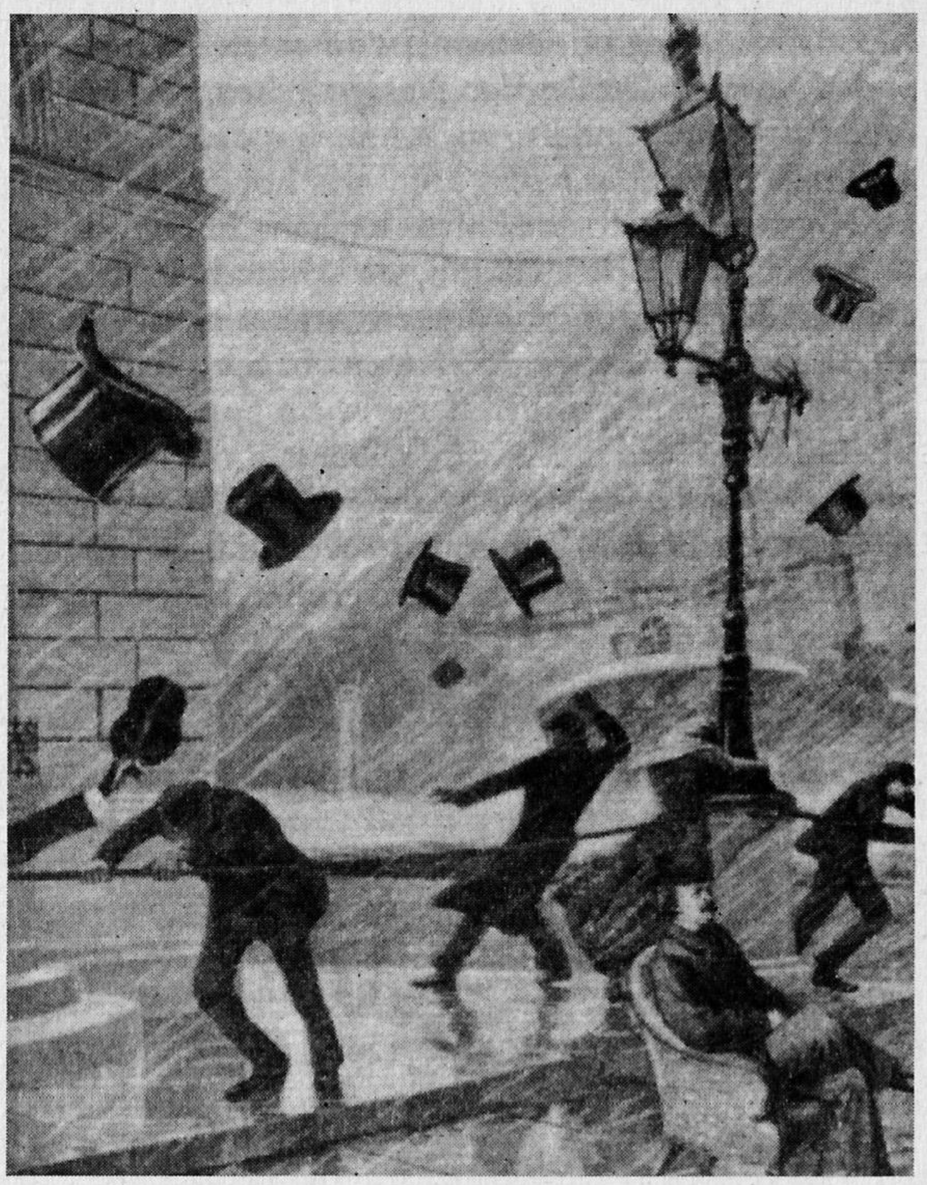
Die Konferenz in Kairo ist damit symbolische und reale Konsequenz dessen, daß das Leitbild der Rio-Veranstaltung nicht realisierbar ist. *Sustainable development* verschmiert die Konzeptlosigkeit, die durch eine repressive Bevölkerungspolitik zurückgewonnen wird.

Was ist der grundlegende Sinn von so viel Spektakel, dem insgesamt nicht viel Durchsetzungskraft zugemutet wird, wenn man von dem letztgenannten Punkt absieht? Die Konferenzen haben wesentlich die Funktion, die globalen Definitionsverhältnisse in wirren Zeiten zu sichern.

„Umwelt und Entwicklung“ wurde in Rio in dieser Verbindung für die peripheren Länder zum Ziel erhoben. Von den Gründen gescheiterter nachholender Industrialisierung oder brutaler Verschuldung ist genausowenig die Rede wie von einer neuen Weltwirtschaftsordnung oder den kapitalistschen Strukturen der bestehenden.

Die Rio-Konferenz könnte sich langfristig als Meilenstein erweisen – jedoch in einem ganz anderen Sinn als dem proklamierten. Die „Quadratur des Kreises“ wurde im Gefolge des Treffens nur zu deutlich, d.h. die angestrebte ökonomische Effizienz, gerechte Verteilung und ökologische Nachhaltigkeit (und alles für alle und schön demokratisch) ist eben nicht machbar. Wenn das so ist, dann hat es eine gewisse Logik, am Sonntag von sustainable development zu reden und die Woche über eine Politik zu betreiben, die die Wohlstandszentren der Welt abschottet, den rassistischen Konsens stärkt, militärische Interventionen humanitär absichert und gegen die „Bevölkerungsexplosion“ kämpft.

In Wien wurden die Menschenrechte in europäischer Tradition als politische festgeschrieben. Soziale Menschenrechte auf Arbeit, Wohnung und ein auskömmliches Leben sind den politischen Menschenrechten



Ror Wolf

klar nachgeordnet. Vom kollektiven „Recht auf Entwicklung„ ganz zu schweigen, was ja ein Jahr nach Rio nicht anders zu erwarten war. Die schönlautenden Abschlußerklärungen, um die so inbrünstig gefeilscht wird, sind nichts wert, wenn keine konkreteren Umsetzungen angestrebt werden. Aber das würde dem ganzen Theater auch widersprechen.

Oskar Negt schrieb vor einigen Jahren: „Der Kampf um Menschenrechte beginnt mit dem Kampf um ihren Begriff. Denn es ist ein wesentliches Instrument der Herrschenden, den Menschen, die sich ihrer Unterdrückung bewußt werden und sich emanzipieren wollen, die Ausdrucksmittel ihrer Sprache, in der zugleich die Erinnerung erfahrener Verletzungen, kollektives Gedächtnis sowie Anspruch und Versprechen auf ein besseres Leben verdichtet sind, zu enteignen.“ So läßt sich die vor einem Jahr stattgefundene Wiener Konferenz auf den Punkt bringen.

Und in Kairo wird der Slogan aus den 70er Jahren „Entwicklung ist die beste Pille„ mit seinen Konnotationen endgültig vergessen werden. Die „Massen des Südens“ werden als ökonomisches, soziales, politisches und ökologisches Problem dieser Welt identifiziert, und im Gegensatz zu Rio und Wien wird es klare Handlungsfolgerungen geben. Frauen werden in die Strategien der UNO-Technokraten mit dem schönen Wort *empowerment* einbezogen werden – zur Reduzierung der Fortpflanzungsrate.

Immer wieder wird darauf hingewiesen, daß das globale UNO-Theater doch wenigstens den Nicht-Regierungsorganisationen die Möglichkeit biete, sich zu vernetzen und begrenzten Einfluß auf die Konferenzen zu nehmen. Dahinter steht die Hoffnung auf eine „globale Zivilgesellschaft“, die den Regierungen und der UNO etwas entgegensetzen könnten.

So sehr das Argument der Vernetzung stimmt, so wenig darf übersehen werden, daß die NGOs höchst heterogen sind. In Rio stritten sich die ÖkologistInnen des Nordens, die „die Menschheit“„ am Abgrund sehen und vom Süden unterschwellig Verzicht auf deren Entwicklungsambitionen verlangen (schon der Begriff der „Regenwaldländer“„ verrät die Perspektive) mit vielen Süd-NGOs, denen das Wasser im alltäglichen Kampf gegen die Auswirkungen des Neoliberalismus buchstäblich bis zum Hals steht.

In Wien wurde noch deutlicher, was sich in Rio schon andeutete: Viele NGOs werden von ihren Regierungen instrumentalisiert und vertreten häufig gar nicht die Interessen der Zivilgesellschaft, sondern des staatlichen Pendants. Schließlich repräsentieren die NGOs keineswegs die sozialen Bewegungen ihrer Länder, sondern stehen teilweise in heftigen Konflikten mit diesen.

Daß die UNO-Oberen dann doch nicht so sehr in die NGOs vertrauen, zeigt übrigens die Tatsache, daß letztere in der erwähnten „Kommission für nachhaltige Entwicklung“ lediglich Beobachterstatus zugesprochen bekamen. Das grundlegende Dilemma ist dabei, daß die mehr oder weniger kritischen NGOs zwar um Formulierungen mitstreiten und über die Konferenzen eine gewisse Öffentlichkeit erhalten. Andererseits legitimieren sie aber mit ihrer Teilnahme das ganze Geschachere um Paragraphen und Begriffe sowie die Ergebnisse in besonderem Maße. Wenn die „globale Zivilgesellschaft“ dabei ist, dann sitzt scheinbar doch „die Menschheit“ an einem Tisch. Verschärft wird diese Problematik durch die weitgehende Konzeptlosigkeit der NGOs. Wo keine Alternativen sind, bleibt nur, sich auf die Vorgaben einzulassen.

Auf den erwähnten Vorbereitungstreffen zur Rio-Konferenz erreichten Vertreter der Transnationalen Konzerne, daß ihre Arbeitgeber nicht zum Thema werden. Im Gegenteil: Die Forderung nach Freihandel wurde sogar als positiver Beitrag in die Konferenz eingebracht. Das spannt den Bogen zu anderen UNO-Institutionen wie der Weltbank oder dem IWF. Hier wird die internationale Politik bestimmt, deren Folgen auf den Weltkonferenzen mit besorgter Miene beklagt werden. Hier gibt es keine Demokratie, an die unter dem kalten Begriff der Konditionalität in jüngster Zeit Geldvergabe an periphere Länder geknüpft wird. Die „Weltgemeinschaft“ ist und bleibt eine „Wertegemeinschaft“ im Rahmen von Profiten, militärischen Interventionen je nach Interesse der Mächtigen und wachsweichen Begriffen.

Wenn aber schon Weltkonferenzen stattfinden, dann sollte auf ihnen nicht verschwiegen werden, daß die Quadratur des Kreises „nachhaltiger Entwicklung“ nur unter kapi-

Die Endrunde zur Fußballweltmeisterschaft findet 1994 in dem Land statt, das sich von allen Ländern dieser Erde bisher am erfolgreichsten und hartnäckigsten allen Versuchen widersetzt hat, den Fußball zu einer populären Sportart werden zu lassen, den USA.

REDAKTION SPORTKRITIK

Der Kampf um die weltweite Leitsportart

Es scheint, da existiert eine „Weltsportart" und ausgerechnet ein Land, zu aller Erschrecken das einflußreichste, sperrt sich dieser schönen Sache. Und, schaut man näher hin, zeigt sich, daß das weltweite Angebot an Sportarten, die das Zeug haben, Leitsportart zu werden, groß ist, es viele versuchen, und daß es keine schafft.

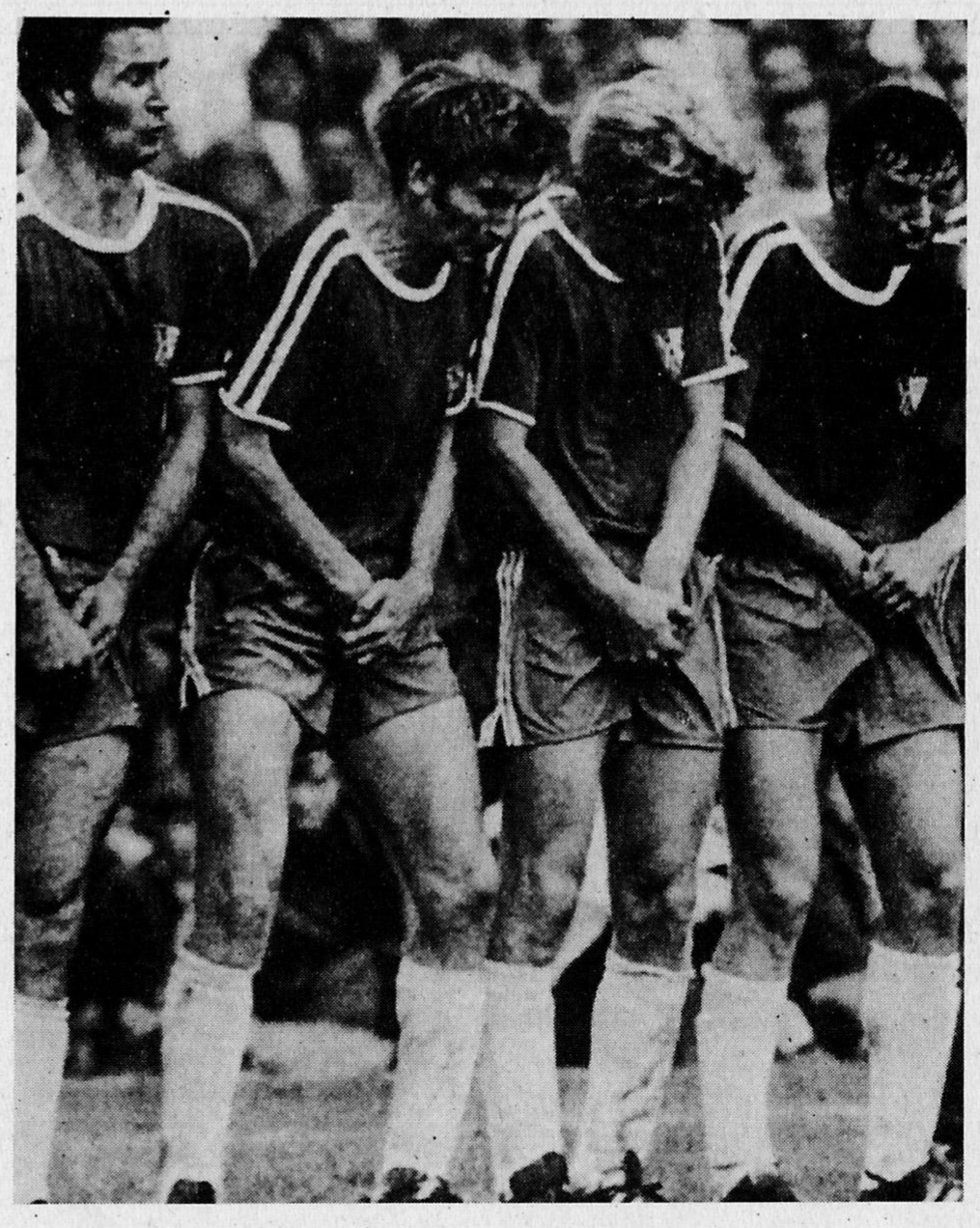
Was sind aber number-two-Sportarten? Es gibt in jeder Gesellschaft dieser Erde einen Volkssport, der für diese Gesellschaft unumstritten Sportart Nummer Eins ist. In den meisten Ländern dieser Erde ist dies der Fußball. In den USA kämpfen Football und Baseball um diesen Status. Das nennen wir number-one-Sportarten. Daneben gibt es Sportarten, die eine weltweite Bedeutung haben, aber in keiner (oder kaum einer) Gesellschaft Volksport Nummer Eins sind. Ihre Faszination speist sich gerade daraus, daß sie weltweit betrieben werden und so der „Sportweltmarkte" hingegen Individualsportarten, aber man kann ja in einem Buchaufsatz nicht alle Probleme des Weltsports knacken).

Basketball: Des dream teams erfolgreiche Globalisierungsoffensive – oder: was ist der Weltmarkt ohne Weltstars?

Bei den letzten Olympischen Spielen in Barcelona 1992, war das größte Ereignis der Auftritt der USA im Basketball. Das „Dream Team", eine Auswahlmannschaft der besten Spieler der NBA trat an und gewann. Im Rahmen der zugespitzten Konkurrenz um, primär TV-vermittelte, Nachfragemärkte, die eine nationale Sättigung mit sich brachte und folglich nach über-nationalen Märkten verlangte, begaben sich die US-Profis auf Werbetour durch Barcelona. Die Olympischen Spiele waren für sie das ideale Werbeumfeld für ihre Liga. Die Einzigartigkeit ihres Teams, eine nie zuvor erlebte Ansammlung von Weltstars, garantierte höchste Aufmerksamkeit. Eine Folge war, daß die Profis das Olympische Ritual – Eid, Fahne, Ringe, Feuer etc. – nicht allzu ernst nahmen. Das „Dream Team" kam nicht nach Barcelona, um sich mit den anderen Sportlern zu messen - noch nie war eine Goldmedaille so sicher bereits vergeben, wie diese – sondern um für ihre Liga und damit deren TV-Vermarktung zu werben. Mit Erfolg. Und doch war es ein richtiger Wettkampf – der Rest der Welt versuchte sich an den Superstars aus den US und scheiterte – mit Ansage. Air Jordan und Magic Johnson sind in aller Munde, die Spiele der NBA sind mittlerweile in allen Erdteilen zu sehen.

Football: Eine zweite Liga, auch wenn sie World League heißt, kann man nicht exportieren – oder: wer wollte Meppen in die USA schicken?

Nationale Marktsättigung bei gleichzeitig gestiegenen Kosten, das macht allen Sportarten zu schaffen, auch dem Football. Da er nicht olympisch ist, zudem in den USA auch komplizierter organisiert als Basketball überlegte man andere Wege. Anders als im Basketball sparte man die Olympischen Spiele aus seinen Überlegungen aus, da zur Marktsättigung im Football auch gehörte, daß man die Zahl der Teams in jedem Fall beschränken wollte, während in den USA immer mehr potentielle neue Team-Eigner Schlange standen.



Der Dachverband des US-Profi-Footballs, die National Football League (NFL) tüftelte zwei Modelle aus, wie man neue Märkte erschließen kann.

Zunächst wurden die „Pre Season Games", also die Vorbereitungsspiele der Spitzenteams in europäische Städte vergeben, um zum einen, dank der Superstars, in Europa den Sport bekannt zu machen und zum anderen auch gleich das dortige Interesse auf die kurze Zeit später startende Liga zu lenken.

Dieses Modell war (und ist) ausgesprochen erfolgreich. Die Spiele in London, Göteborg und Berlin sind meistens ausverkauft, die Fernsehrechte lassen sich leidlich gut verkaufen, so daß man 1991 ein zweites Exportmodell versuchte: eine Art zweite Liga, die für den Rest der Welt bestimmt war und mit einer gewissen Logik „World League" getauft wurde. Die TV-Rechte verkaufte man zunächst an die US-Firmen ABC und USA Network und mit dieser Visitenkarte tingelte man durch die europäischen Sendeanstalten. Das Produkt, das man feilbot, war die „World League of American Football" (WLAF), bestehend aus Teams verschiedener Länder, davon drei aus Europa, die letztlich eine „World Bowl" austragen, zeitlich nach der „Super Bowl" angesiedelt und damit auch für den US-Markt von gewissem Interesse. Der Erfolg fiel aber nicht so aus wie erhofft. Lediglich für London und Barcelona fand man einheimische Team-Eigner, das Frankfurter Team gehörte weiterhin der WLAF, die ihrerseits eine Unterfirma der NFL ist. Die US-Interessenten, die als Team-Eigner auftreten wollten, hatten lediglich an der original NFL Ambitionen. Und die TV-Anstalten, die diese Zweit-Liga-Rechte erworben, gehörten nicht gerade zur ersten Garnitur: „Eurosport" für England, „TV 3 Catalunya" für Spanien und „Tele 5" für Deutschland. (vgl. FR, 28.2.91)

Die so kärglich zusammengekratzten europäischen Gelder reichten nicht aus. Man war auf den US-amerikanischen TV-Markt angewiesen und wollte mit Hilfe der World League die Sommerpause zwischen Super Bowl

und Beginn der Liga überbrücken – ohne Erfolg. Das Unternehmen war zu ambitioniert, als das es mit den Zuschauerzahlen (in Frankfurt ein Schnitt von 35 000) hätte überleben können, die europäischen TV-Gelder waren zu gering, auch hier überwog das Interesse der Sendeanstalten an der Original NFL, und in den USA blieben die Einschaltquoten auch im Keller. Das Finanzierungskonzept brach also zusammen und vorerst hat man die World League auf Eis gelegt, angeblich um neue Strukturen auszuarbeiten. Aber wie es weiter geht, weiß gegenwärtig keiner.

Fußball: »AirMagic-Kaiser

So wie die Footballer Europa erobern wollen, wollen die Fußballer auf den neuen Kontinent. Und so wie eine Popularisierung des Footballs doppelt denkbar ist – einerseits aus heimischen Gefilden kommend, andererseits als Ergebnis einer Exportstrategie – so ergeht es auch dem europäischen Fußball.

An Versuchen, den Fußball in den USA populär zu machen, hat es nie gemangelt – allein, es fehlte am Erfolg. Der ambitionierteste Versuch geschah in den 70er Jahren, als unter maßgeblicher Beteiligung des Medienkonzerns „Warner Brothers" eine Liga, zum Teil mit eigenen Regeln, aus dem Boden gestampft wurde und (frühere) Weltklassespieler wie Pele, Beckenbauer und Gerd Müller reaktiviert wurden, für Teams wie Cosmos New York und Fort Lauderdale Strikers zu spielen und dank ihres technischen Könnens den Fußball zu popularisieren. Das Unternehmen scheiterte mangels Nachfrage. Die Liga meldete nach anfänglichen Erfolgen Konkurs an.

Dieses Experiment war jedoch kein Ergebnis einer Exportstrategie, sondern deren Vorwegnahme von nationalen Konzernen. Es war auch nicht der europäische Fußball, der praktiziert wurde, sondern eine veränderte, auf vermutete US-Sportkonsumgewohnheiten zugeschnittene Variante.

Mit dem Beschluß, die Fußball-WM 1994 in den USA stattfinden zu lassen, versucht man jetzt, mischfinanziert aus europäischen und US-TV-Geldern unter der Ägide des Weltverbandes FIFA, den europäischen und weltweit so populären Fußball in die USA zu exportieren.

Ein erster Probeballon war der 1993 ausgetragene America Cup im Fußball. Das Spiel USA-BRD war das erste Fußballspiel in der Geschichte des US-Fernsehens, das landesweit übertragen wurde, aber die Einschaltquoten blieben unter den Erwartungen, richtiger: unter den Hoffnungen. Wer das Spiel hingegen gesehen hat – es endete 4:3 für Deutschland, den beschleicht der Verdacht, daß die Fußballmissionare aus Deutschland im Stile der alten US-Operettenliga die (vermuteten) Sehgewohnheiten des US-Publikums mit möglichst vielen Toren befriedigen wollten.

So werden sie spielen

Lateinamerika Vázquez - Vargas Llosa, Garcia Márquez, Allende - Castro - Henze, Habermas (Leihgabe Deutschland), Senna, Maradona - Lowry, Rivera
Trainer: Perón *Ersatz:* Senna, Rulfo, Zapata, Pancho Villa (Joker)

USA Spielberg - Nixon, Schwarzenegger, Monroe, Springsteen - C. Grant, Bogart, Poe, Cobain - Bukowski, Agee
Trainer: Whitman *Ersatz:* Warhol, Zappa, Chomsky, Bierce

Spielverlauf: 1:0 Poe 1. Minute, Eigentore zum 1:1, 1:2 und 1:3 durch Schw., Nix. und Spring.

Baseball, Eishockey, Tennis, Golf, Profiboxen, Formel 1: Auch der Weltmarkt hat Nischen oder: forever number two?

Der Rest sind Sportarten, die eine Weltbedeutung haben, einen höhen Grad von Durchkapitalisierung aufweisen, aber nie und nimmer (soll heißen: nicht in den 90er Jahren) daran denken, für sich etwas wie Leitsportart, Weltsport Nummer Eins oder ähnliches zu reklamieren.

Am ehesten tut dies noch Baseball, also das US-amerikanische Profibaseball. Das sattsam bekannte Sättigungsargument der nationalen TV-Märkte trifft auch hier zu, wenngleich Baseball – im Unterschied zu Football – immerhin noch in einer Reihe von Ländern als Volksportart gezählt wird, v.a. Japan und Südkorea und hier folglich TV-Absatzmärkte für die US-Profiliga lauern. Daher ist der krisenbedingte Antrieb, sich Exportmodelle einfallen zu lassen, nicht so stark wie bei der Konkurrenz. Darüber hinaus hat Baseball auch in den USA bereits seine leading position gegenüber dem Football und dem Basketball eingebüßt, ohne dadurch in Existenzängste gestürzt worden zu sein.

Tennis und Golf sind zwei Sportarten, die in den letzten Jahren boomen – zum einen, was die sportliche Betätigung in diesen Disziplinen angeht, zum anderen, was die Einschaltquoten angeht. Beide waren bis vor wenigen Jahren upper-class Sportarten: versnobt, teuer, unattraktiv. So liegt der Umstand, daß sie boomen – und folglich sich nicht krampfhaft um neue Märkte bemühen müssen – in dem Umstand begründet, daß sie zunächst ganz neue Bevölkerungsschichten ansprechen, also eine Art Binnenmarkterschließung vonstatten geht – und das in allen kapitalistischen Kernländern.

Profiboxen und Formel 1 hingegen sind eher das Gegenteil von Tennis und Golf. Sie präsentieren sich bezüglich der Fan-Gemeinde (Profi-Boxen auch bezüglich des aktiven Teils) als proletarischer. Somit heißt das für etwaige Vermarktungsoffensiven, ein mehr oder minder noch nicht erschlossenes (oder früher einmal erschlossenes) Publikum zu erreichen (bzw. wieder zu erreichen), den Sport salonfähiger machen, ihn von gewissen Klischees befreien, Stars zu produzieren, ihn telegener zu machen etc.

Individualsportarten wie Tennis, Profiboxen, Golf oder Formel 1 können zwar oft und viele Stars produzieren, Mannschaften bedeuten jedoch größere Kontinuität. Bei Individualsportlern existiert eine größere Leistungsschwankung, während Idolisierungs-, unseretwegen: Identifikationsprozesse sich bei Mannschaften leichter herstellen lassen.

Bei diesem Gerangel ist es naheliegend, daß alle Sportarten, die anstehende Modernisierungen durchführen, wozu die stark durchkapitalisierten Institutionen wie NFL und NBA eher fähig sein dürften, als ehrenamtlich geleitete Gremien wie die FIFA oder der DFB, ihre Popularität steigern können. Schlicht begründet in der Erschließung neuer nationaler Märkte. Gleichfalls naheliegend ist, daß es keiner dieser Sportarten gelingen dürfte, Leitsportart oder ähnliches zu werden. Der Grad der gesellschaftlichen Differenzierung, die auch im Sport greift, dürfte zu stark sein, gleichfalls dürfte die Potenz der Konkurrenten (Fußball, Football, Basketball, evtl. auch Baseball) zu groß sein, als das einer völlig aus dem Felde geschlagen würde, respektive einer als alleiniger Sieger in der Weltarena verbliebe. ●

Sportkritik. Die Zeitschrift gegen das Unentschieden" erscheint alle zwei Monate im Schüren Presseverlag, Deutschhausstr. 31, 35037 Marburg und kostet DM 32,- jährlich
Der Beitrag stammt von Michael Bolten, Wolfgang Finke, Torsten Haselbauer und Martin Krauß.

"Stell Dir vor, es ist Fußball-WM, und Du bist mit Heribert allein zu Haus"

Sportkritik
Die Zeitschrift gegen das Unentschieden

Bestelladresse:
Schüren Presseverlag
Deutschhausstr. 31
35037 Marburg

„Es gab einflußreiche Industrien wie die des Fußballsports oder des Tennis, aber man zögerte noch, ihnen an den technischen Hochschulen Lehrstühle aufzustellen."
(Robert Musil, Der Mann ohne Eigenschaften)

MARTIN KRAUß

Zur politischen Ökonomie des Fußballs

Der Fußball ist rund. Der Fußball ist ein Geschäft. Es scheint also eine runde Sache zu sein. Wer in Deutschland von Fußball spricht und über ihn dchreibt, meint in der Regel die höchste deutsche Spielklasse, die Bundesliga. Hier spielen 18 Profiklubs um die Deutsche Meisterschaft und um die Teilnahme an internationalen Wettbewerben, wo, wie wir von Reportern und Managern gelernt haben, das „große Geld" wartet. Und es scheint, daß der von Musil anfangs der dreißiger Jahre beschriebene Umstand einer großen Bedeutung des Fußballsports bei gleichzeitiger akademischer Minderachtung immer noch zutrifft.

Das hat Folgen: Popularität und Einfluß des Fußballsports leiten sich unter anderem daraus ab, daß der Fußball ein einfach strukturiertes System darstellt. „Sein System hat keinen Zweck, aber es ist bistabil, man kann gewinnen und verlieren", schreibt Luhmann. „Der Ball ist rund." So umschreibt Herberger den gleichen Umstand, und weiter: „Warum gehen die Leute ins Stadion? Weil sie nicht wissen, wie es ausgeht."

Eine einfache Sache also, wenn man von der Abseitsregel mal absieht (die aber innerhalb des Gesamtensembles sehr wohl ihre Bedeutung besitzt). Ähnlich einfach ist auch die Wahrnehmung der ökonomischen Bedeutung des Fußballs. Menschen, die in nahezu jedem anderen gesellschaftlichen Gebiet einflußtheoretische Erklärungen als zu simpel gestrickt ablehnen, verlassen ein Fußballstadion mit dem Wissen, daß der Schiedsrichter gekauft war. Die politisch-ökonomische Bedeutung der Bundesliga läßt sich nicht durch einfaches Wiederkäuen der Zahlen ausdrücken. „Der Profifußball ist nicht nur sportliche Unterhaltung und Geschäft, das die Emotionen von Millionen bewegt, seine Kultur ist zugleich eine Chiffre der Wertvorstellungen, der Moral, des Ethos und der Psychologie unserer Gesellschaft", schreibt Heinrich Väth in der bislang einzigen sozialwissenschaftlichen Dissertation zur Fußballbundesliga. Chiffren zu entschlüsseln ist schwierig und meist mit Fehlern behaftet, weil die Prämissen so schwer festzulegen sind. Daher einige Zahlen, zunächst zu Spielergehältern: die Einführung der Bundesliga im Jahr 1963 versah die Lizenzspieler mit Fesseln. Mindest- und Höchstgehälter zwischen 250,– DM und 1 200,– DM wurden festgelegt. Die Gründe hierzu sind dieselben, warum der Deutsche Fußballbund (DFB) im Vergleich zu anderen Ländern erst so spät der Etablierung einer zentralen Liga zustimmte: „Ein miefiger und ideologisch überfrachteter Amateurismus", wie der linke Fußballkritiker Dietrich Schulze-Marmeling formuliert. Die Einführung des Professionalismus stellte in England, wo sie schon 1885 erfolgt war, einen entscheidenden Schritt für die Partizipation von Arbeitern und Arbeitermannschaften am Sportgeschehen dar. In Deutschland hingegen war der Amateurgedanke in den zentralen Sportorganisationen wie den Fußballern, den Turnern oder den Schwimmern formuliert worden, um der sportlichen Praxis den ideologischen Hauch des Unernsten, Spielerischen, Leichten zu geben. Die Vorstellung, daß das Umsetzen körperlicher Kompetenzen, vergleichbar den geistigen Fähigkeiten, auf dem Markt realisierbar ist, war unerwünscht. So stellten die Lizenzspielerverträge zunächst eine Art Aufwandsentschädigung dar. Der Profifußball entwickelte aber Eigendynamiken, die den paternalistischen Vorstellungen über gefälligst nicht auszuufernde Gehälter nicht entsprachen. Heute verdienen Erstligaprofis im Schnitt 25 000 DM. In der gerade abgelaufenen Saison war Bernd Schuster von Bayer Leverkusen mit einem Jahresgehalt von 1,2 Millionen DM Spitzenverdiener. Ähnlich »ausuferndüberschreiten" dürfen. Diese Regel war schon in den 60er Jahren obsolet geworden. Den ersten Millionenwechsel gab es 1976, als Roger van Gool zum 1.FC Köln wechselte, mittlerweile sind Millionentransfers üblich und achtstellige Wechsel finden auch schon statt. Wichtige Einnahmequellen sind auch die Fernsehgelder, die mittlerweile pro Saison 130 Millionen DM betragen. Das teure Gut, gegenwärtig bei SAT 1 gelandet, wird mit bis zu 18 Kameras pro Spiel entsprechend präsentiert und erzielt Einschaltquoten in Millionenhöhe. Das Wiederholungsspiel der Bundesliga zwischen 1. FC Nürnberg und Bayern München am 3.5.94 München erzielte eine Zuschauerzahl von 12 Millionen. An den Fernsehgeldern sind die Vereine beteiligt. Die großen Summen freilich fließen erst in den hochrangigen internationalen Wettbewerben wie beispielsweise der Champions League, dem Europapokal der Landesmeister.

Wichtig für die Kassen der Vereine sind auch die Einnahmen durch Trikotwerbung und andere Formen von Sponsoring. Den Firmenschriftzug auf dem Leibchen gibt es erst seit 1973, als der Eintracht Braunschweig-Sponsor „Jägermeister" damit anfing. Die Werbeeinnahmen der Vereine explodierten. Ein Beispiel. Als der 1. FC Kaiserslautern als Gründungsmitglied der Bundesliga 1963 antrat, verbuchte er 11 593 DM Werbeeinnahmen, in der Saison 91/92 waren es 4,25 Millionen, eine Ver-366-fachung. Im Vergleich dazu blieben die frühere Haupteinnahmequelle der Vereine, die Eintrittsgelder einigermaßen stabil und sackten dementsprechend anteilsmäßig ab. Das Fachblatt „Kicker" schätzt, daß es weniger als die Hälfte des Vereinsetats ausmacht, andere Schätzungen siedeln die Bedeutung bei 10 bis 20 Prozent an, wobei hier auch zwischen reichen und armen Vereinen zu unterscheiden ist. Ein SC Freiburg und ein TSV Bayer Leverkusen sind ökonomisch kaum in eins zu setzen.

Für solche reichen Vereine, in Deutschland vor allem der frisch gebackene Deutsche Meister FC Bayern München, stellen sich die Dimensionen der Verwertbarkeit sportlichen Treibens auf anderer Ebene. Im Bundesligabereich schmerzen solche Clubs unattraktive Gegner: eine SG Wattenscheid oder ein FC Homburg im Münchener Olympiastadion ist lediglich lästige Pflichtübung. Verkleinerung der Liga, Festschreiben der Ligavereine und Aufgabe des Auf- und Abstiegsmodus (ähnlich wie in US-amerikanischen Ligen) sind Forderungen, die in regelmäßigem Abstand von Bayern-Manager Uli Hoeneß vorgetragen werden.

Darüber hinaus ist der Fußball auch von Europäisierungsprozessen ergriffen. Der Gedanke einer Euro-Liga, die letztlich sogar

So werden sie spielen

UdSSR Breschnev - Chruschtschov, Andropov, Tschernischewski, Gorbatschov – Eisenstein, Sinovjew, Lenin, Charms – Trotzki, Stalin
Trainer: Kautsky *Ersatz:* Wojtila (Leihgabe Polen), Chasbulatov, Schirinowski

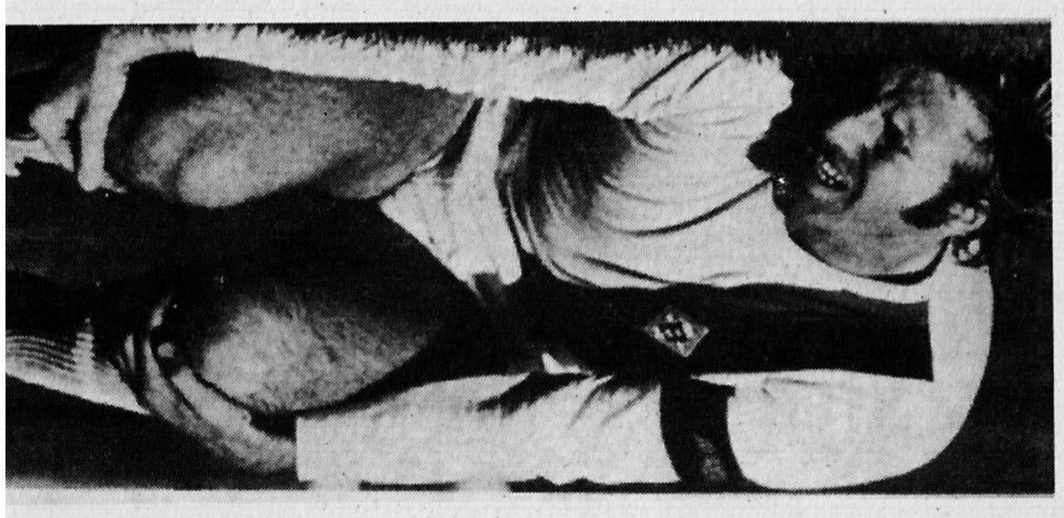
Österreich Handke – Hofmannsthal, Hodler, Freud, Strauss – Beer-Hofmann, C.G. Jung - Renner, Kraus, Klammer, Jelinek
Trainer: Qualtinger *Ersatz:* Mahler, Mozart, Deix

Spielverlauf: In der 94. Minute fällt das 0:1 per Handelfmeter, eiskalt links unten unhaltbar versenkt von - Kraus.

ohne Zuschauer auskommen könnte und der klangvolle Namen des europäischen Fußballs angehören sollen (Bayern München, FC Barcelona, Real Madrid, AC Mailand, Juventus Turin, PSV Eindhoven, Manchester United), wird auch in immer kürzer werdenden Abständen gefordert. Die jeweilige nationale Liga wäre in diesen Denkmodellen eine national aufgegliederte Zweite Liga, deren Vereine sich aus anderen Pools als den großen europäischen Fernsehanstalten (Berlusconi, italienischer Ministerpräsident und Medienzar, ist auch der Präsident des AC Mailand) finanzieren müßten – etwa so, wie sich gegenwärtig die Zweite Liga in Deutschland zu einem immer größer werdenden Teil aus dem Kleinsender (und dem SAT 1-Sportrechteabnehmer) Deutsches Sportfernsehen finanziert. Die im fußballerischen Feld wirkende Konstituierung eines europäischen Marktes ist schlechterdings nicht denkbar ohne die parallele Konstituierung einer Peripherie. Nahezu alle westeuropäischen Proficlubs bemühen sich um osteuropäische und um afrikanische Fußballer, da diese vergleichsweise günstige Marktpreise aufweisen. Zwei besonders krasse Fälle geschahen mit dem brasilianischen Spieler Romario und dem rumänischen Kicker Lupescu. 1988 wechselte der Nationalstürmer Romario zum Philipps-Club PSV Eindhoven, seine Ablösesumme wurde mit dem brasilianischen Schuldendienst bei niederländischen Banken verrechnet. Für den Rumänen Lupescu, auch er Nationalspieler, überwies sein neuer Arbeitgeber, der TSV Bayer Leverkusen, dessen altem Club die niedrige Summe von 900 000 Dollar plus Medikamente zum Gesamtpreis von 400 000 Dollar.

In diesem Gesamtensemble von zunehmender Durchkapitalisierung, Auflösung von Fußballkulturen und Verschieben von Spielern verlieren auch traditionelle Vereinsbindungen von Fans ihre Bedeutung. Vergleichsweise alltäglich ist es mittlerweile, daß Fans die Trikots ihrer Lieblingsmannschaft mit dem jeweils aktuellen Sponsoraufdruck tragen und somit als Anhänger der Firmen Opel, Müllermilch oder Samsung erscheinen. In die Alltagswelt der Fans greifen die Durchkapitalisierungstendenzen in verstärktem Maße durch die fast in allen Stadien anzutreffenden Tendenzen der Abschaffung von Stehplatztribünen ein. Zum Teil beschleunigt durch Fanausschreitungen, zum Teil durch Stadionneubauten mit architektonisch neuer Qualität hergestellt, und zum Teil durch nationale und internationale Verbandsauflagen gefordert, werden Stehplätze zugunsten von Sitzplätzen und Logen abgeschafft. Die zumeist proletarischen Fans in Kurven, deren Etablierung mit dem fordistischen Massensport einher geht, werden an die Fernsehanstalten verwiesen. Für den Fußball im Stadion steht die Befürchtung einer weitreichenden Yuppisierung im Raum, die zeigt, daß sich im Fußballsport alle Entwicklungen anderer gesellschaftlicher Bereiche wiederfinden, jeweils eigentümlich entwickelt und ausgeprägt. ●

Martin Krauß ist Redakteur der Zeitschrift „Sportkritik“.



VOLKER GOLL

Support your local team – gegen Rassismus

Es wird Zeit, sich zu verabschieden vom durchgängigen Bild des gewalttätigen, faschistischen Fußballfans. Im Bereich der Fußballszene scheint der Einfluß der Rechten abzunehmen. Das zumindest behauptet nachfolgender Artikel, der sich mit den Veränderungen der Fankultur im Einflußbereich der ersten und zweiten Liga beschäftigt.

Nicht zu bestreiten ist, „daß sich in den Stadien nur artikuliert, was in der Gesellschaft ohnehin an faschistischem Bewußtsein vorhanden ist. Aber genausowenig kann ernsthaft bestritten werden, daß die Stadien bereits seit Jahren zu den Bühnen rassistischer Manifestationen gehören“ – soweit der Journalist und Lektor Dietrich Schulze-Marmeling, Experte in Sachen Fußball. Skepsis bleibt also angebracht angesichts dieser zweifellos männerdominierten Massenveranstaltung, die zu oft Ort von sinnloser Gewalt, Dumpfheit und Fremdenfeindlichkeit war. Diese Einschätzung nährt sich aus den Erfahrungen mit deutsch-nationalen Exzessen im Zeichen von WM-Siegen sowie aus den Entwicklungen der Fanszene bis zum Anfang der 90er Jahre. Die Mitte der Achtziger galt als Höhepunkt der Einflußnahme rechter Gruppen auf die Fanszene.

Zweifelhafte Berühmtheit erreichten seinerzeit die Fans von Dortmund mit ihrem „SA, SA – Borussia“ – Ruf, angestimmt von FAP-Spitzenkandidat „SS-Siggi“ Borchert und seiner Borussenfront. Sie bestimmten das Klima und die Sprüche in der Fankurve. Aber auch außerhalb des Stadions versuchte die Borussenfront ihren Geltungsbereich auszuweiten. In „ihrem“ Stadtteil überfielen sie Kneipen oder verprügelten Ausländer. Öffentlich geoutet im Magazin „Stern“ durch den Undercover-Fan Gerhard Kromschröder, riefen die Aktionen der Borussenfront nicht nur Reaktionen der Staatsmacht, sondern auch die Empörung der Öffentlichkeit hervor. Schon bald blieb von der „Macht im Pott“ nur noch ein Mythos zurück.

Unvergessen ist auch der Überfall 1982 von rechtsgerichteten Fans vor dem DFB-Pokalendspiel München – Nürnberg auf die 1. Mai-Kundgebung des DGB oder die faschistische Mobilisierung im Oktober `83 zum EM-Qualifikationsspiel Deutschland – Türkei in Berlin. Die Neo-Nazis riefen damals „zum Kampf gegen die Kanaken“ ins Berliner Olympiastadion. Linke Gruppen und Faninitiativen antworteten vor Ort, d.h. im Stadion, mit „Hoch die Internationale Solidarität“-Rufen und übertönten letztendlich doch die nur mickrige Schar der Nazis. Dennoch waren viele der erwarteten ausländischen ZuschauerInnen aus Angst ferngeblieben.

Weniger bekannt wurde einer der wohl ersten Aufrufe (März 1984) von Fans, Vorstand

und Spielern, die Nazis in die Isolation und aus den Stadien zu treiben. Hintergrund des Apells aus Mönchengladbach war ein „Aktionspapier" des Neo-Nazi-Führers Michael Kühnen, der darin seine Strategie beschrieb, wie er Fußball-Fans für nationale und faschistische Ziele zu rekrutieren gedachte. Um diese Strategie öffentlich zu machen, wurde das Papier im „Fohlen-Echo", der Vereinzeitung der M.-Gladbacher, kommentiert abgedruckt.

Angesichts der Ereignisse in Hoyerswerda, Rostock, Solingen oder anderswo sahen sich viele Fußballoffizielle im letzten Jahr genötigt, wachsweiche Erklärungen abzugeben sowie wohlmeinende Aktionen, „mein Freund ist Ausländer", durchzuführen. Allerdings waren diese zum Teil schon von den Fans selber initiiert bzw. gefordert worden, sodaß sich über die „Image-Verbesserung" hinaus, erfreuliches tat. Zwei Beispiele:

Kaiserslautern

Norbert Thines, Präsident des 1. FC Kaiserslautern, ließ sich von Fans zu einem Verbot neonazistischer Fahnen und Embleme überzeugen. Der neun-köpfige Fanbeirat (Vertretung von 176 Fanclubs des FCK) organisierte ein von 10 000 Fans besuchtes Zeltlager in Kusel unter dem Motto „FCK für Europa", unter anderem mit einer großen Podiumsdiskussion zum Thema Rassimus. In der Stadionzeitung war in der Beilage des Fanbeirats, „Die Welle", folgendes zu lesen: „Wir leben seit Jahrzehnten mit Menschen aller Nationen zusammen. Sie sind keine Menschen zweiter Klasse. Wir müssen nicht nur, wir wollen auch mit Ihnen zusammen leben." Außerdem läuteten die Fans mit 20 000 roten Karten die Aktion „Rote Karte dem Rassimus" ein. Als Einblendung auf der Anzeigentafel erscheint dieses Motto seitdem immer wieder. Für diese Aktivitäten erhielt der Verein vom Lande Rheinland-Pfalz einen mit 10 000 DM dotierten Preis für den „ausländerfreundlichsten Verein". Das Geld wanderte konsequenterweise gleich in die Kasse der Abteilung „Portugiesen im FCK".

Dortmund

Die fröhliche Unterstützung der Dortmunder Borussen durch ihre sangesfreudigen Fans mit der eigenen „Go West"-Version anläßlich des UEFA-Cup-Spiels in Kopenhagen wurde über viele Medien verbreitet. Unbekannter blieb, daß nach den Pogromen in Hoyerswerda der Borussenvorstand im Westfalenstadion ein deutliches Zeichen gegen Rassimus zu setzen versuchte. In der Halbzeitpause des Spiels gegen Saragossa „wurden Botschaften verlesen, Spenden gesammelt und Musik gemacht. Das Programm war etwas ermüdend, die Pianistin, da nur von einem Handmikrophon übertragen, kaum zu vernehmen, und an Beethoven im Stadion muß sich der „normale" Fan auch erst gewöhnen. Alles ein wenig zu anspruchsvoll und abgehoben. Nichtsdestotrotz blieb es auf den Rängen mucksmäuschenstill, bis jemand „Nazis raus" rief. Wohl erleichtert darüber, endlich das richtige Stichwort zu hören (nach dem Motto: Das hättet ihr uns auch einfacher sagen können..) stimmten Tausende ein...." (D. Schulze-Marmeling in: „Fußball und Rassismus", Göttingen 1993)

Auch in anderen deutschen Stadien organisierten sich zahlreiche Fans selber, um dem Rassismus auf den Rängen entgegenzutreten. „In den letzten Monaten ist in deutschen Fußballstadien offensichtlich mehr über die Bedeutung rassistischer Schmähungen nachgedacht worden. Die Gesänge werden rarer und weniger stimmgewaltig; wenn sie angestimmt werden, formieren sich oft umgehend Gegengesänge" (K.Weber-Klüver in: „Fußball und Rassismus", Göttingen 1993)

Sich offen rassistisch zu äußern, ist in gewissem Sinne „out". Der bierseelige Rassismus geht in Lauerstellung, wurde verdrängt in „Privat"-Gespräche mit dem Nachbarn oder an den Stammtisch. Inwieweit sich diese, erstmal nützliche, Tabuisierung zu einem Bewußtseinswandel auswächst, wird auch von weiteren Anstrengungen abhängen.

Heutzutage gehören die obligatorischen Aufkleber gegen Rechts sowie gleichlautende Transparente zum festen Bestandteil von zahlreichen Fankurven. In Bremen wurde ein meterlanges Transparent mit der Aufschrift „Skinhead" durch den Zusatz „gegen Rassimus und Ausländerfeindlichkeit" versehen. In der Gelsenkirchner Fußgängerzone verteilten Schalker Spieler zusammen mit Mitgliedern der 100 Menschen starken „Schalker Fan Initiative e.V" Flugblätter gegen Rassismus. Zusätzlich wurde auf dem heiligen Rasen des Parkstadions ein „Umzug" mit ebensolchen Bekenntnissen veranstaltet. In Frankfurt kam neben den „Zeugen Yeboahs" ein T-Shirt „Eintracht Fans, offen für alle Farben" heraus. Zudem machten die Fans der Eintracht von sich reden, als sie eine Anzeige in österreichischen Zeitungen schalteten, in der sie erklärten: „Wir haben nichts gegen Österreicher, wir haben etwas gegen Rassisten." Im Hinspiel der Eintracht gegen Salzburg sah sich der Frankfurter Spieler Yeboah ständigen rassistischen Beschimpfungen ausgesetzt. Der Frankfurter Anhang setzte dem ein gut vernehmliches „Nazis raus" entgegen. In Düsseldorf kleben die Jungs der Fortuna nicht länger mehr nur an ihrer „längsten Theke der Welt", sondern auch in der Stadt. Dort wurde an zentraler Stelle eine gemietete Plakatwand mit Vereinsemblem und zerschlagenem Hakenkreuz versehen. In Berlin machen die „AFFI´S" (antifaschistische Fußballfanintiativen) nicht nur von sich reden, weil sie einen maßgeblichen Anteil an der Absage des Länderspiels Deutschland-England zu Hitlers Geburtstag hatten, sondern auch durch ihren Fanladen „Anstoß". Ausgehend von diesem für Fußball-Fans offenen Treffpunkt, wird in Berlin vereinsübergreifend gearbeitet. Unter anderem wird mit türkischen Fans zusammen das zweisprachige „Victory" für Anhänger der Berliner Oberliga Mannschaft Türkiyemspor herausgegeben.

Unbestrittener Vorreiter in Sachen „linker" Fußballkultur sind die Fans des FC. St. Pauli. Mitte der achtziger Jahre verloren viele Fußballinteressierte die Lust am Hamburger Sportverein, u.a. weil man sich dort massive Haßgesänge der Skinheads anhören mußte. Mensch ging zum damaligen Oberligisten St. Pauli. Die Hamburger Fanszene spaltete sich endgültig, als im Sommer '88 nach dem EM-Qualifikationsspiel Deutschland – Holland Hooligans und Faschisten die besetzten Häuser in der Hamburger Hafenstraße angriffen. St. Pauli Fans zeigten ihre Verbundenheit mit der Hafenstraße und machten mobil gegen Rechts. Endgültiger Grund, sich als Fans zu organisieren, gab das Vorhaben des Vereins, aus dem heißgeliebten Stadion am Millerntor eine Sport- und Freizeitarena mit Einkaufspassagen und gläsernen VIP-Logen zu machen. Schweigeminuten, Transparente, Aktionen zusammen mit Stadtteilinitiativen im Stadion waren Teil des erfolgreichen Protestes. Ermutigt von diesem kleinen Sieg, erschien bald darauf die erste Nummer des wohl bekanntesten und fortschrittlichen Fanzines. In der Nullnummer des „Millerntor Roar" waren auch Artikel wie „Heroin in St. Pauli" und „Frauen erobern sich die Stadien zurück" zu lesen. Ihren politischen Anspruch thematisierten die FanzinemacherInnenen offensiv: „In letzter Zeit wurden vermehrt Stimmen laut, die uns ... den Vorwurf machten, wir würden Politik in die Fußballstadien tragen und hätten selber mit Fußball nicht das geringste zu tun. .... Natürlich machen wir Politik. Wir machen Politik, weil wir es nicht den Rechten und Nationalisten überlassen wollen, uns – wie schon seit Jahren – den Spaß am Fußball zu vermiesen. Wer sind denn die, die jeden Samstag aufs neue ihre Gesinnung in den Stadien durch so unpolitische Parolen wie 'Jude, Jude', 'Schiri, du schwule Sau', 'Wir sind Deutsche und ihr nicht'... bzw. sich mit Keltenkreuzen und anderen faschistischen Symbolen

schmücken? Traurig ist nicht nur, daß wir es als Zuschauer und Fans in den letzten zehn Jahren vermehrt mit rechtsradikalen Idioten zu tun haben, sondern daß dieser Scheiß von vielen Leuten bereits so verinnerlicht wurde, daß er nicht mehr politisch – und darüber hinaus sagar als zum Fußball gehörig angesehen wird..." (aus: „Die Linken, der Ball, der Haß und warum wir so sind wie wir sind" Millerntor, Roar Nr. 9)

Aus dieser Auseinandersetzung, gerade auch mit anderen Fans von St. Pauli, gingen die „Linken" als Sieger hervor. Bemerkenswert war der von allen Spielern und vielen Fan-Clubs unterzeichnete „Offene Brief" gegen Rassismus, sowie die Änderung der Stadionordnung, die von nun an neonazistische Aufnäher, Fahnen und Embleme mit einem Verbot belegte. Das Bild vom antifaschistischen Club mit dem „Schwarzen Block aus der Hafenstraße" auf der Gegengerade war geprägt. Tatsächlich wähnte man sich bei Auswärtsspielen mehr wie bei einem Punkfestival oder gar einer Demo – durch Stuttgart beispielsweise zogen die vom Bahnhof kommenden Fans mit „Hoch die internationale Solidarität"- Rufen. Die Spiele von St. Pauli entwickelten sich zum Polarisationspunkt von linker und rechter Fußballszenerie. Das endet auch mal in einer Straßenschlacht mit Hertha BSC Berlin-Anhängern in Kreuzberg. An St. Pauli schieden und scheiden sich noch heute die Geister, für viele Fans macht aber das Beispiel Mut, um selber vor Ort im „eigenen" Verein was aufzuziehen. Dabei sind allein antifaschistische Gesinnung und Absichten keine Erfolgsgaranten. Voraussetzung für eine erfolgreiche „Tribünenpolitk" ist ein verändertes Verständnis von Fußball und Fankultur: Das Spiel als fröhliche Party!

Vermehrt weichen die verbitterten Haßgesänge ironisch spöttischen Rufen und Liedern. War früher der Zuschauer oder die Zuschauerin dem Geschehen hilflos ausgeliefert, die gesamte Stimmung abhängig vom Spielausgang, so kommt es heute schon mal vor, daß das Spiel eine sekundäre Rolle erlangt. Auch von langweiligen Spielen läßt man sich nicht mehr die Stimmung vermiesen und singt, wie beispielsweise die nicht gerade als harmlos geltenden Kölner Hooligans, Karnevalslieder. Zunehmend inszeniert sich das Publikum selbst und greift somit aktiv ins Geschehen ein. Das schafft bleibende Erinnerungen und Maßstäbe, die nicht mehr allein vom Spielausgang abhängig sind. Als nach dem Spiel im leeren Ruhrstadion zu Bochum St. Pauli-Fans eine Stunde lang singend und tanzend auf den Rängen verbrachten, ermunterte das die Spieler dazu, nochmals ihre Kabine zu verlassen und völlig ausgelassen mit Polonaise, „Überfliegern" in den Strafraum und sonstigen Kapriolen zusammen mit ihren Fans ein dort erreichtes Unentschieden zu feiern. Bestens war dort auch das „St. Pauli-Phänomen" zu bewundern: Zu den zahlreich angereisten Hamburgern gesellten sich hunderte mit dem St. Pauli-Fankultsymphatisierende Anhänger anderer Vereine, um zusammen diese „Paadie" zu gestalten. Diese spielerisch-karnevalistische Fankultur bleibt den Rechten mit ihren haßerfüllten Negativabgrenzungen komplett unerschlossen.

Ein weiterer Ausdruck des sich wandelnden Fanbewußtseins sind die wie Pilze aus dem Boden sprießenden neuen Fanzines. Vorbei scheinen die Zeiten, in denen ausschließlich kopierte Kleinstauflagen zirkulierten, inhaltlich gefüllt mit Tagebuchgeschichten über die gefahrenen Kilometer zu Auswärtsspielen oder getrunkenen Alkoholmengen bei eben diesen Anlässen. Stattdessen tauchen unter Namen wie „Löwenzahn" (1860 München), „Übersteiger" und „Unhaltbar" (St.Pauli), „Hennes" (Köln), „VFoul" (Bochum) neue Sterne am Fanzinehimmel auf; mit hohen Auflagen bzw. Verkaufszahlen und einer „Leser-Blatt-Bindung", von denen so manche Zeitung nur träumen kann: zum Teil sehr professionell gemacht, mit orginellen Beiträgen, klaren politischen Bekenntnissen (gegen Rassimus) oder auch aktivem Eintreten für Faninteressen (gegen die Vernichtung von Stehplätzen oder die verhängnisvollen Auswirkungen der zunehmenden Kommerzialisierung im Fußball). Hinzu kommen Klassiker wie „Hornsby´s Carpe diem Werder" aus Wilhelmshaven, „Frösi – Fröhlich sein und singen" aus Rostock, das „Fan geht vor" vom Frankfurter Fanprojekt, „TNT" aus Wuppertal, das „Come Back" aus Düsseldorf, aber auch das völlig neue „Schalker Unser". Allesamt im „alten Stil", aber klar antirassistisch und Stimme all derer, die Fußball letztlich spielen, schauen und feiern wollen.

Die AktivistInnen der „linken" Fanszene setzen sich dann hauptsächlich aus den Kreisen der Fanzinemacher- und LeserInnen, den staatlich finanziell unterstützen sowie vom Verein getragenen Fanprojekten samt Sozialarbeitern und Fanbeauftragten zusammen. Ein bislang noch kleinerer Teil der Szene gründete im August 1993 B.A.F.F., „das Bündnis mit dem schönsten Kürzel aber umständlichsten Namen: Bündnis antifaschistischer Fußball-Faninitiativen und -Fanclubs", „mit dem Anspruch, offensiv in den Stadien gegen Rassisten vorzugehen und sich darüberhinaus für Faninteressen stark zu machen" (aus dem Aufruf zum Fankongress Sommer ´94). B.A.F.F., an dem Leute aus 15 Orten beteiligt sind, ist nicht zu verwechseln mit einer linken „Kaderorganisation"; das Bündnis ist eher ein lockerer Zusammenschluß bzw. Kommunikationszusammenhang – allerdings mit dem großen Vorhaben, während der WM ´94 einen Fankongress in Düsseldorf zu veranstalten, bei dem neben den üblichen Festivitäten Vorträgen internationaler Gäste gelauscht und das Gehörte anschließend in Arbeitsgruppen zu den Themen Rassismus, Versitzplatzung, Kommerzialisierung und Fanprojekte vertieft werden soll.

Von einer „Unterwanderung" durch „heimat- und perspektivlose" Linke kann kaum gesprochen werden. Im Gegenteil, die meisten dieser belächeln die Aktivitäten im Bereich solcher „sozialen Ausweitung" oder nehmen sie gar nicht erst wahr. Da kann es dann sogar zu seltsamen Gemeinsamkeiten kommen, wenn ein grüner Minister dasselbe für sich in Anspruch nimmt wie autonome .Hausbesetzer: auf dem Fußballplatz wolle mensch seine Ruhe haben, mal abschalten von der alltäglichen Politik, trinken, schreien – sich eben mal ganz gehen lassen. Sich jetzt auch noch in diesem „Freizeitbereich" politisch zu engagieren, ist nicht im Sinne der gestreßten Linken. Trotz des Jammerns über den gesellschaftlichen Rechtsruck bleiben. kulturelle Felder unbesetzt – vielleicht ist das erstmal auch ganz gut so und bewahrt somit die Lebendigkeit der neuen „autonomen" Fußballverrückten.

Und dort, wo man es eigentlich erwarten könnte, daß linke Fußballfreunde stimmungsbildend auftreten, kommt es zu netten Überraschungen: In Freiburg, wo das Fußballspiel der Schwarzwäldler dazu angetan ist, ein Beispiel für „linken" („unökonomisch" begeisternden) Fußball á la Menotti zu sein. Im Umfeld einer ehemaligen Hausbesetzerhochburg mit starkem universitärem Flair sind die Fans des SC kurioserweise in keiner Weise besonders auffällig. Dafür die Mannschaft und der Trainer umso mehr. Erst kürzlich beschwerten sie sich über eine ungeliebte, leider noch sehr übliche Anfeuerungsform: das rythmische Klatschen mit anschließendem „Sieg"-Gebrüll. Bei so einer Unterstützung mache das Fußballspielen keinen Spaß. Die Spieler forderten die Fans zur Unterlassung auf, andernfalls würden sie nach siegreichen Spielen auf das tradtionelle Abklatschen in der Fankurve verzichten. Die Fans reagierten und ließen es sein. ●

Volker Goll ist Mitarbeiter im Bundesverband antifaschistischer Fußballsfans und Fanprojekte (BAFF).

So werden sie spielen

Frankreich Bonaparte - Danton, Breton, Althusser, Robbespierre - Voltaire, Tillier, Renoir, Heine - de Gaulle, Marchais
Trainer: Depardieu *Ersatz:* Cohn-Bendit, Aragon, Jarry, Celine (todessehnsüchtig), van Gogh

Griechenland Homer - Platon, Plotin, Poulantzas, Papandreou - Theodorakis, Alkibiades, Pythagoras - Mouskuri, Penelope, Callas ("Nach vorn die Lerche!")
Trainer: Orakel *Ersatz:* Epikur, Oidipus, Aischylos ("Blindfische!")

Spielverlauf: 0:0 n.V., 5:0 n.E. Frankreich fiel seinerseits durch überharten Einsatz der Abwehrleute "Blutgrätsche" Althusser und "Bastille" Breton auf.

JULIA BAUMANN/ULRICH BRAND

„Da ist wirklich ein Junge verloren gegangen“

Interview mit Horst Schmidt, Hauptabteilungsleiter Spielbetrieb/Schiedsrichter beim Deutscher Fußball-Bund, über Frauen und Fußball

Warum wurde 1955 Frauenfußball vom DFB-Bundestag (oberstes DFB-Gremium, das alle drei Jahre tagt, die wichtigsten Grundsatzentscheidungen trifft und alle DFB-Gremien wählt) verboten?

Schmidt: In Deutschland und anderen europäischen Ländern zogen damals irgendwelche Manager durch die Lande, haben sich Frauen zusammengeholt, veranstalteten Spiele vor 25 000 Zuschauern und haben damit Geld gemacht. Das war dem Vereins- und Damenfußball nicht dienlich, wir wollten das nicht. Wir sehen bei uns den Fußball immer in den Vereinen. In anderen Ländern wie Italien gab es auch schon viel früher Profifußball. Die haben Show gemacht. Wir wollen keine Show, wir wollen Sport.

Und warum wurde das Verbot 1970 aufgehoben?

Schmidt: Die Vereine kamen in den Jahren vor 1970 auf ihre Landesverbände zu, denn es gab Mädchen und Frauen, die Fußball spielten. Die Vereine wollten, daß es offiziell war, deshalb beantragten die Landesverbände beim DFB die Abschaffung des Verbots. Als es auf dem Weg war, den wir wollten, stand dem Frauenfußball nichts mehr im Weg. 1970 ging es dann los, 1974 gab es die erste Damenfußball-Meisterschaft für Vereine, der Vereinspokal wurde ab 1981 gespielt und seit 1990 / 91 gibt es die zweigleisige Bundesliga.

Frauenfußball Da gehen die Meinungen weit auseinander. Der Franz: „Vor zehn Jahren hatte ich noch Probleme beim Hinschauen, aber der spielerische Standard hat sich längst gebessert. Nur die Kleidung gefällt mir immer noch nicht, die weiten Hosen, die weiten Trikots, die weiten Wege. Die Spielerinnen müßten sich fraulicher kleiden, vielleicht in Leggins, aber jedenfalls körperbetont.“ Der Gerd: „Fußballherz, was willst du mehr?“ Der Günther: „Ich bin total verschossen.“ Vgl. auch die Dissertation von Annette Koppenhagen: „Frauenfußball aus der Sicht des Orthopäden“, Uni Erlangen 1981.
(Siehe Henschel/Willen, Seite 34/35)

Gab es Widerstand gegen die Einführung der Bundesliga?

Schmidt: Als der DFB-Bundestag sich Ende der 80er Jahre mit der Damenbundesliga befaßte, kritisierten das einzelne Männer. Sie meinten, das sei noch zu früh. Bis heute gibt es Männer, die dagegen sind, aus welchen Gründen auch immer. Doch die Bundesliga ist heute fester Bestandteil des DFB-Spielbetriebs. Das Interesse am Damenfußball stagniert in der letzten Zeit etwas. Die Spielerinnen sind auch eingeengter als die Männer, wie zum Beispiel durch das Kinderkriegen. Unsere Nationalspielerin Martina Voss war fünf Wochen nach Geburt ihres Kindes wieder im Training. An der ist wirklich ein 'Junge' verloren gegangen.

Wie sieht die Entwicklung des Nationalteams aus?

Schmidt: 1982 wurde das erste Länderspiel gegen die Schweiz gespielt, das wir 5:1 gewonnen haben. Die 3. Europameisterschaft wurde 1989 hier in Deutschland ausgetragen. Damals gab es mit dem Halbfinalspiel gegen Italien, wo es längst Profifußball gab, die erste Live-Übertragung im Fernsehen. Das Spiel und das Turnier haben wir gewonnen, was eine große Breitenwirkung hatte. Es war ein zweikampfstarkes Spiel, was ja bei den Damen seltener vorkommt. Normalerweise wird bei den Frauen körperloser gespielt, was auch von unserem Bundestrainer gefördert wird. Dann wurde in China 1991 die erste Weltmeisterschaft ausgespielt. Die USA wurde Weltmeister, wir leider nur Vierter. Die Veranstaltung war so toll, daß der FIFA-Präsident und Generalsekretär sagten, sie schreiben wieder eine WM aus. Die nächste WM findet 1995 in Schweden wieder mit zwölf Mannschaften statt. Sechzehn wäre optimal, aber in Afrika und Lateinamerika und auch in asiatischen Ländern gibt es noch nicht so viele Nationalmannschaften. 1996 wird Damenfußball auch erstmalig bei den Olympischen Spielen mit acht Mannschaften gespielt.

Der ehemalige DFB-Präsident Hermann Neuberger meinte, er sei strikt gegen die Einführung des Profitums bei den Frauen. Fußball müsse Spaß machen.

Schmidt: Unsere Fürsorge gilt mehr dem Fußball an der Basis. Da herrscht im Frauenbereich derzeit Stagnation, im Mädchenbereich gibt es starke Zunahmen. Aber der DFB wird nicht den Profifußball bei den Damen einführen und ihn dann finanzieren. Eine eingleisige Bundesliga heißt, daß die Frauen und Mädchen mehr trainieren müssen und dafür mehr Geld haben wollen. Ob die eingleisige Liga aber zu besseren Einnahmen führt, das wissen wir noch nicht.

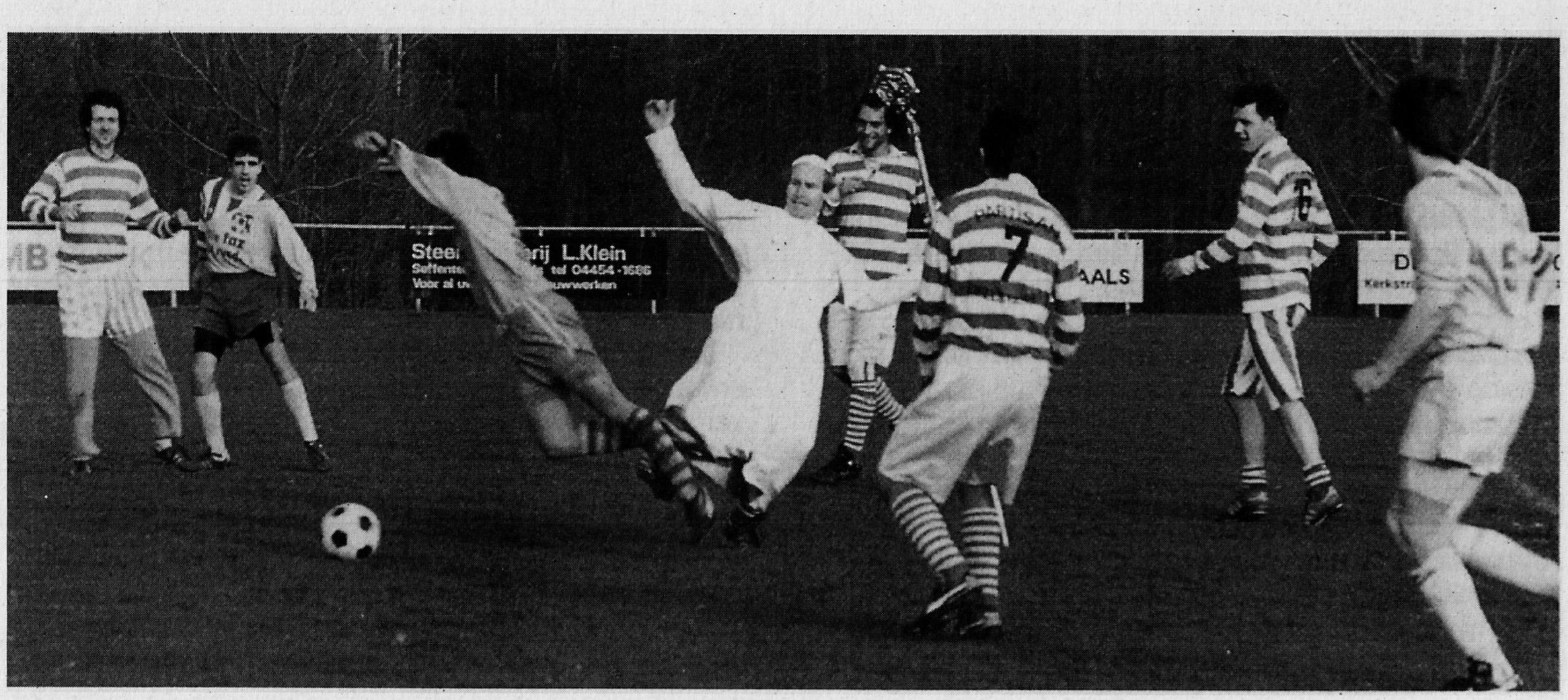
Fußball ist und bleibt ein Männersport.

Schmidt: Was wollen Sie damit sagen? Sind sie gegen Frauenfußball, gegen Fußball spielende Frauen?

Der Anteil von Frauen an den Fans nimmt doch nicht zu.

Schmidt: Es gingen schon immer Frauen und Mädchen zu Spielen. Doch seit einigen Jahren habe ich den Eindruck, daß verstärkt Pärchen zu den Spielen gehen. Da ändert sich was. Ob sie nur ihren Freund begleiten, das kann ich natürlich nicht sagen. Ich sehe das aber auch, wenn wir Briefe kriegen: Es gibt schon Fußball-interessierte Frauen, die sich mit Schiedsrichterentscheidungen befassen. ●

Damen-Pokalfinale FSV-Frankfurt / TSV Siegen



Der Papst gilt als sportlicher Mann. So auch sein Double, der Aachener Artist Irenne Aymans.
aus: Müllender / Nenzda: Gib mich die Kirsche, Deutschland

BERND MÜLLENDER

Papst segnet, Berti kokst

Der andere Fußball in bunten und wilden Ligen

Keine Frage: Der Ball bleibt rund, und die Tore sind eckig wie immer. Dennoch ist vieles anders bei denen, die sich das Etikett Alternativfußball angehängt haben.

Es sind Freizeit- und Hobbyteams, die viele gute Gründe haben, sich vom scheinbar allmächtigen, bieder-spießigen und rechtslastigen DFB zu distanzieren und gleichzeitig nicht mit Thekenmannschaften in einen Topf geworfen zu werden. Teams, die sich, wo immer möglich, in örtlichen bunten und wilden Ligen zusammenschließen, um Fußball zu spielen, der noch Spaß macht, wo die Blutgrätsche verpönt und Leistung nicht alles ist. Wo Trainerautoritäten, Vereinsfunktionäre, Verbandsbürokraten und ähnliches Gesindel nichts zu suchen haben. Leistung ist nicht alles, Alternativkickers Motto lautet: „Gewinnen ja, aber nicht um jeden Preis."

Angefangen hat es in den siebziger Jahren, der Zeit der gesellschaftspolitischen Emanzipation. Wo es mit dem Marsch durch die Institutionen nicht klappte, machten sich sportfreudige 68er und 78er auf den autonomen Weg Richtung Aschenplatz. Eine der ersten Bunten Ligen war die in Frankfurt, in der Joschka Fischer von Anfang an dabei war und noch heute mit 45 Jahren und 100 Kilo Zweikampfstärke mittut. Bielefeld legte mit seiner Wilden Liga 1976 los. Aachen, dessen Bunte Liga gerade in die 12. Saison geht, hat mit 54 Mannschaften und an die tausend Kickers und gelegentlich Kickerinnen die größte Alternativliga sportschauweit.

Stichwort Kickerinnen: Die Geschlechtertrennung ist aufgehoben. Das heißt, in Frauenteams dürfen auch Männer mitmachen. 90 Minuten ist auch kein Dogma: Aus Solidarität mit dem Kampf um die 35-Stunden-Woche verlangte die Aachener Gewerkschaftsmannschaft Heavy Metall, die Spielzeit auf zweimal 35 Minuten zu verkürzen. Fliegendes Auswechseln bei vollem Konditionsausgleich ist überall selbstverständlich – so wird niemand, wie in DFB-Vereinen üblich, vom Spielbetrieb ausgeschlossen. Dafür wird auf Schiedsrichter gern verzichtet – „Die" – so ein vereinserfahrener Buntkicker – „sind ja eh nur zum Bescheißen da", und 22 Erwachsene sind durchaus in der Lage, gemeinsam zu entscheiden, wer beim Einwurf zuletzt den Ball berührt hat.

Alternativfußball: Sagen wir, es handelt sich um eine spielwitzige Verquickung vom geliebten Fußballsport, politischer Denkungsart und einer schier endlosen Parodierfreude am Kickerkult unserer Tage.

Mit den Namen fängt es an. Teutonia oder Alemannia? Eintracht und Borussia? Alles treudeutscher Quatsch von vorgestern (und teilweise mit ewiggestrigem Hintergrund). Dann lieber namentliche Ironie volley mit Vollspann: Bei Hinter Mailand etwa aus Freiburg (die Antwort auf Juventus Urin), bei Krefelds Gib mich die Kirsche (der legendäre Zuspiel-Imperativ des Lothar 'Emma' Emmerich) oder bei Gelsenkirchens Formation Fortuna Unglück. Die Aachener Elf Deutschland sorgte wegen des national klingenden Namens zunächst für Verwirrung, mit der Namensdefinition indes für Seelenglück beim Gegner: „Jeder Fußballer träumt davon, einmal in seinem Leben Deutschland zu schlagen. Wir geben ihnen die Möglichkeit dazu." Egoismus geben die Deutschland-Kicker indes auch zu: Später wolle er seinen Enkeln mal mit leuchtenden Augen berichten können, sagt einer, daß er über 200mal für Deutschland gespielt habe. Und den historischen deutsch-niederländischen Fußballstreit versucht Aachens Elf mit dem versöhnenden Namen „Wim Kieft, Berti Kokst" zu entschärfen.

Einmal im Jahr trifft sich die Szene zum Turnier um die Alternative Deutsche Meisterschaft. Ob Vorjahresmeister Rote Nullen aus Aachen zu Pfingsten 1994 in Bremen seinen Titel verteidigen konnte, stand bei Redaktionsschluß dieses Heftes noch nicht fest. „Die erträgliche Leichtigkeit des einfachen Dabeiseins" beim Championstur-

nier, wie es einer einmal nannte, ist vielen Alternativen ohnehin wichtiger als der Titeltriumph. „Stimmung wie in Woodstock, Kampfgeist wie in Brokdorf" diagnostizierte der Sender Vox in einem Turnierbericht 1993. Motto in Bremen, in Anlehnung an die Stadtmusikanten: „Etwas Besseres als den DFB finden wir überall."

Die vielen Roten Sterne, die da buntligenweit leuchten, zeigen politischen Background genauso wie die Kraw All Stars aus Bielefeld oder Ajax Aufruhr. Und eben Dynamo Windrad aus Kassel. 1985 sahen die Westdynamos die Rote Karte vom Hessischen Fußballverband: Als das Team in Ermangelung einer örtlichen Alternativliga die Aufnahme in die Kreisklasse begehrte, schmetterten die Fußballfunktionäre das Ansinnen ab. Vielbelachte, aber in der Sache ärgerliche Begründung: „Der Name erinnert zu sehr an die Gepflogenheiten des Ostblocks." Man stritt sich bis zum Bundesverfassungsgericht, aber erst als plötzlich ein Team namens Dynamo Dresden in der Bundesliga auftauchte, fanden die Zweitdynamos Gnade und wurden unter Auflagen in die Kreisklasse C aufgenommen. Am Weltmeisterschafts-Finalwochenende (15.-17. Juli) richten die Dynamos traditionsgemäß wie zu jeder WM ihre „Bolz-WM" aus. Dieses Jahr zusätzlich mit einer großen Ausstellung im Kasselaner Kulturhaus über „die aberwitzigsten Abgründe und die paradiesischsten Hochebenen" des Balltrittsports. Garantiert wird ein „gehaltvolles Bildungserlebnis", etwa durch die „dummbeuteligsten Zitate von Fußball-Fach- und Flach-Leuten", und auch ein Potpourri von 20 Jahren Schlagerdarbietungen der Fußballgrößen aus der Musikbox – über Kassel also fahrn wir übern Brenner in die USA (Ausstellungsperformance 17.6.-17.7.).

Nicht nur ignorante DFB-Peinlichkeiten wie im Fall Dynamo Windrad sorgen für eine hohe Wertschätzung der Alternativkicker in den Medien. Das populäre Fußballspiel ist so beschissen, daß man gern mal zeigt, wie es anders geht. Und zum anderen bietet der bunte Fußball zuhauf schräge Geschichten voll gezielter Satire und Parodie auf den Offizialkick. Selbst die „Züricher Weltwoche" klärte die Schweiz ganzseitig über das Treiben auf deutschen Bolzplätzen auf: Wie aus dem Teamchef hier ein Inteamchef wird, warum für grobe Rasentritte die Grüne Karte gezückt wird (Ökofoul) oder wie Aachens Partisan Eifelstraße ein teameigenes Sammelalbum mit Klebebildchen herausgibt, auf den Trikots hinten mit politischen Rückennummern provoziert („K 14", „129a" oder die durchgestrichene 218) und ansonsten den DFB grüßt: „Mein Freund ist Vereinsspieler."

Und wenn sogar der anerkannte Sportsfreund Papst Wojtila ins Spiel kommt, stehen die Fernsehanstalten Schlange. Anfang 1992 hatten Kicker von Aachens Juventus Senile die Idee, dem Hl. Vater die Ehrenmitgliedschaft in der Bunten Liga anzutragen, um gemeinsam, wenn auch in einer eher bizarren Koalition, „gegen die unchristlichen Entwicklungen im Fußball" anzuspielen. Und siehe: Seine Heiligkeit erklärte sich völlig überraschend brieflich bereit und versprach, die Kicker aus Aachen fürderhin in seine Gebete aufzunehmen. Als dann auch noch der damalige Schatzmeister des DFB (und heutige Präsident) Egidius Braun Sturm lief gegen die vermeintliche Verleumdung der Seinen, gar an eine „Verarschung des Papstes" glaubte und Bischof und Bischofskonferenz einschaltete, lachte ganz Deutschland über diesen verbiesterten und humorlosen Betonfunktionär. Das „heutejournal" berichtete ausführlich und voll wohlmeinender Süffisanz, und SAT 1 schickte extra einen Zweitpapst auf Stollenschuhen auf den Rasen, um die Hl. Allianz Aachen-Rom zu visualisieren.

So werden sie spielen

DDR Schalck - Honecker, Eppelmann, Schorlemmer, Rathenow - Brecht, Becher, Biermann, ("die Pflaume") Stolpe - Sparwasser
Trainer: Chr. Wolf *Ersatz:* Mielke, Krenz, Bohley, Miele

Italien Andreotti - Lampedusa, Leopardi, Bocaccio, Dante, Fellini - Rosselini, Pasolini, Gramsci - Colli, Montinari
Trainer: Martini *Ersatz:* Mussolini, Fini, Berlusconi

Spielverlauf: In der 89. Minute verläßt die DDR bis auf Mielke und Krenz geschlossen den Platz. Ergebnis: 0:3.

Später, Seine Heiligkeit hatte mal wieder Enthaltsamkeit statt Kondome gegen AIDS empfohlen, und die Knallgas Strikers sahen sich wegen ihrer Trikotwerbung für Präservative in immer ärgeren Gewissensnöten, wollte die Bunte Liga ihr Ehrenmitglied mit einer „förmlichen Rüge" abmahnen. Die Vollversammlung indes verwarf den Antrag, unter anderem mit dem Argument, „der Kerl wird sich sowieso nicht ändern, nur weil wir wieder Wirbel machen". Thema erledigt? Denkste: Das hochheilige Feuilleton der kaum minder hochheiligen ZEIT (Ausgabe 10/93) handelte das wackelige Bündnis mit einer der schönsten Geschichten ab, die jemals dem bunten Treiben galt. Fazit: „Das Papsttum hat noch einmal Glück gehabt."

Was mag wohl passieren, wenn die Bunte Liga „den Spielfelder küssenden Kameraden mit dem Käppi" (so die ZEIT) ganz rausschmeißt? Herr Wickert, übernehmen Sie.
Bernd Müllender ●

Bernd Müllender ist Buchautor und freier Journalist.

„Die etwas anderen Fußballbücher" bei Klartext

Bernd Müllender / Jürgen Nendza (Hg.)
Gib mich die Kirsche, Deutschland!
Bunte Ligen und Alternativfußball
2., erweiterte Auflage 1993, 174 S., zahlr., Abb., Großformat, Festeinband, 39,00 DM
ISBN 3-88474-019-9

Dieses Buch widmet sich einem Fußball der etwas anders ist.
Die Rote Karte gilt jeder Form von Vereinsseligkeit, bürokratischen und hierarchischen Umgangsformen, Trainings- und Terminzwang, überzogenem Leistungsdenken und Disziplinierungen. Unter dem Motto „gewinnen ja, aber nicht um jeden Preis" treten Teams mit so klingenden Namen wie „Knallgas Strikers" oder „Juventus Senile" gegeneinander an.
Und wer wissen will, was Herbert Grönemeyer mit dem Papst verbindet, kann hier das Geheimnis lüften.

Werner Skrentny (Hg.)
Als Morlock noch den Mondschein traf
Die Geschichte der Oberliga Süd 1945-63
240 S., über 100 Abb., Großformat, Festeinband, 44,00 DM; ISBN 3-88474-055-5
„Die Zeit, als die Stars noch keine Millionäre waren, lebt auf 240 Seiten und vielen herrlichen Bildern noch einmal auf."
Hannoversche Allgemeine Zeitung

Ulrich Homann / Achim Nöllenheidt (Hg.)
Don Hennes und die Liebe zur Liga.
Geschichte aus der Bundesliga 1973-1982
192 S., zahlr. Abb., Großformat, Festeinband, 34,00 DM; ISBN 3-88474-018-0
„Viele Beteiligte schildern bisher nicht bekannte Anekdoten und Details aus dem bunten Liga-Treiben"
Süddeutsche Bauwirtschaft

Klartext
VerlagsgmbH, Dickmannstr. 2-4; D-45143 Essen
Tel.: 0201 / 86 206-31/32; Fax: 0201 / 86 206-22

DIETRICH SCHULZE-MARMELING

Bayern und Gladbacher

Zwischen Dichtung und Wahrheit

Bayern München oder Borussia Mönchengladbach, das ist noch heute für viele eine (politische) Glaubensfrage. Zwischen 1969/70 und 1973/74 konkurrierten Münchener und Gladbacher dreimal um den Deutschen Meistertitel. Was die Spielkultur anbetraf, waren dies mit die besten Jahre der Bundesliga, woran b e i d e Klubs erheblichen Anteil hatten.

Verkürzt gesagt, standen die Bayern für das effektivere, erfolgsbetontere Spiel. Im Gegensatz zu den Gladbachern drohten sie nie, mit fliegenden Fahnen unterzugehen. Tragische Niederlagen, der ideale Stoff für Mythen und Legenden, waren ihnen fremd, während heute noch jeder zu erzählen weiß, wie die Gladbacher gegen Inter Mailand und Real Madrid um den verdienten Erfolg gebracht wurden. Allerdings war das damalige Bayern-Spiel, im Gegensatz zu vielen Darbietungen des Klubs in den 80er Jahren, durchaus attraktiv, wie allein schon die hohe Zahl der von den Münchenern erzielten Tore belegt. Nicht nur die Bökelberger verfügten über eine Torfabrik. 1969/70 schoß Vizemeister Bayern erheblich mehr Tore als Meister Gladbach. 1971/72 stellten die Bayern als Meister mit 101 Toren einen Rekord auf, der bis heute Bestand hat. Das Gladbacher Spiel wurde vor allem von Offensivgeist und Unbekümmertheit geprägt, wobei eine gewisse Relativierung angebracht ist. Die Mönchengladbacher spielten vor allem Konterfußball, diesen allerdings perfekt.

Retrospektiv werden die Gladbacher, obwohl Präsident und Trainer mit der CDU sympathisierten, als eher „links" kategorisiert. Die Bayern hingegen gelten als Repräsentanten eines eher „rechten" Fußballs. Mannschaften müssen mit Vorstandsetagen keineswegs identisch sein. Am deutlichsten war dies bis vor einigen Jahren beim VfB Stuttgart. Der vom CDU-Rechtsaußen Mayer-Vorfelder geführte Klub hatte mit Karl Allgöwer und Jürgen Klinsmann zwei der kritischsten und fortschrittlichsten Profis der Liga unter Vertrag.

Sowohl die Bayern wie die Gladbacher mobilisierten durch die Art ihres Spiels wie den Typ einiger ihrer Spieler neue Schichten und Gruppen für den Fußball. Die Gladbacher mehr die Intellektuellen, Kulturschaffenden und die Frauen, die Bayern vor allem jene Teile des Bürgertums, die sich bis dahin vom Fußball ob seines proletarischen Stallgeruchs ferngehalten hatten.

Daß sie die traditionsreichen Arbeiter- und Volksvereine in der Leistungshierarchie ablösten, war nicht zuletzt ihrer fußballerischen wie administrativen Modernität geschuldet. Beide Klubs leisteten sich bereits zu einem Zeitpunkt Manager, als man im Ruhrgebiet – trotz der zwischenzeitlichen Einführung des Professionalismus – immer noch glaubte, Profivereine mit den Methoden der 50er Jahre führen zu können.

Das nur die Münchener an der Spitze überlebten, die Gladbacher hingegen in den 80ern mehr und mehr im Mittelmaß versanken, hatte zwei Gründe: Mit dem Olympiastadion verfügten die Bayern ab Anfang der 70er über eine Arena, die ihnen hohe Einnahmen garantierte, während die engen Verhältnisse auf dem Mönchengladbacher Bökelberg zur Finanzierung einer erstklassigen Bundesligatruppe bald nicht mehr ausreichten. Damals waren die Zuschauer noch die größte Einnahmequelle, externe Sponsoren spielten noch bei weitem nicht die Rolle wie heute. In den Jahren 1976 - 78 bekamen die Bayern in finanzieller Hinsicht durch Borussia Dortmund Konkurrenz, aber aufgrund administrativer Defizite verspielte der Klub aus dem Ruhrpott binnen kürzester Zeit seinen Reichtum. Außerdem gelang den Bayern Ende der 70er ein weiterer Modernisierungsschub, der am Bökelberg hingegen ausblieb. Vorausgegangen war eine sportliche Krise der Münchener.

Der „Mythos Gladbach" ernährt sich vor allem von der Person Günther Netzer, sicherlich eine der außergewöhnlichsten Erscheinungen in der deutschen Fußballgeschichte. Netzer war der Typ des geheimnisvollen Sonderlings, der immer wieder zu Interpretationen einlud. Das absolute Kontrastprogramm zum Vielschwätzer Matthäus, bei dem selbst seine rassistische Einstellung nicht verborgen bleibt. Gerade Netzer wird als Personifizierung des „linken" Fußballs gehandelt. Der Mythos geht so weit, daß mir ein Kollege, der kein Spiel von Netzer auslies, einmal gestand, er wäre jahrelang davon überzeugt gewesen, Netzer führe den Ball mit dem linken Fuß. Denn ein Individualist wie Netzer mußte einfach zur Minderheit der Linksfüßler gehören.

Netzer kam aus kleinbürgerlichen Verhältnissen, seine Eltern betrieben ein kleines Lebensmittelgeschäft. Netzer las Hermann Hesse, und mit seiner Freundin Hannelore Girrulat, die auch als Begleiterin eines Rock- oder Popstars hätte durchgehen können, lebte er in „wilder Ehe". Die muttihafte Brigitte Beckenbauer war dagegen nur eine modernere und bourgoisere Variante der traditionellen Fußballerbraut. Netzer war der erste Bundesligastar, der noch z.Zt. seiner Spielerkarriere auch als businessman aktiv wurde, der Fußballer und Geschäftsmann zugleich war. Netzer damals: „Es wäre schlimm, wenn ich mich nur um den Fußball kümmern müßte. Ich habe eine Nase für Geschäfte und eben den Mut zum Risiko". Netzer führte keine Eckkneipe, sondern eine Diskothek mit dem Namen „Lovers Lane". Und anstatt einer Lotto-Toto-Annahmestelle betrieb er eine Werbeagentur, in der auch die Stadionzeitung „Fohlen-Echo" produziert wurde. Der Star stand im ständigen produktiven Clinch mit seinen Trainern Weisweiler (Verein) und Schön (Nationalmannschaft), aber war mitnichten ein Maulheld à la Stefan Effenberg.

Der Spielgestalter war der erste, der öffentlich dem Mythos von den „elf Freunden" widersprach: „Das sind elf Geschäftsleute auf dem Platz, von denen jeder seine eigenen Interessen vertritt."

Netzer war ein radikaler Befürworter einer bürgerlichen Modernisierung, nicht mehr

So werden sie spielen

BRD 1 E. Jünger - Mertes, Senne, Stolte, Schmidt, Gruhl - Fallersleben, Zülch, Speer, Wehner - K.H. Bohrer
Trainer: Thoelke *Ersatz:* Wagner, Loriot, Rubenbauer, Dutschke, Augstein, Sommer, Gremliza, Duschke, Borowka

Keiner
Trainer: - *Ersatz:* Tappert

Spielverlauf: Beide Teams mauern. BRD zieht Freilose bis ins Endpsiel und trifft dort erwartungsgemäß auf – na, das bleibt vorläufig zweitrangig.

und nicht weniger, was keineswegs gegen ihn spricht. Für den hiesigen Fußball war er ein Segen, zeriss er doch den Vorhang aus Mief, der diesen einhüllte und seine Entwicklung behinderte. Ein Interview mit Günther Netzer ist noch heute ein Hochgenuß, nicht nur, weil einem dabei das ewige „na gut" erspart bleibt.

Der Rest der Gladbacher Mannschaft, sieht man einmal von den Dänen ab, bestand nicht unbedingt aus anderem Material als andere Truppen. Die Gladbacher waren kein Team intellektueller Hochflieger und ausgeprägter Individualisten, wie der Mythos suggeriert. Netzers Wasserträger war der Dauerläufer und brave Kirchgänger „Hacki" Wimmer. Hinten räumten der stämmige Klaus-Dieter Sieloff und ein Wadenbeißer namens Hans-Hubert Vogts auf, der für die Einführung der Todesstrafe plädierte und für die CDU warb. Vogts und Sieloff waren für den Erfolg der Gladbacher kaum weniger wichtig als Netzer, aber des Spielgestalters unwiderstehliche Attacken „aus der Tiefe des Raumes" waren allemal imageprägender und medienwirksamer.

Das linke Image wurde neu belebt, als ein gewisser Ewald Lienen, der mit Netzer eigentlich nur die Haarpracht gemeinsam hatte, den linken Flügel des Gladbacher Spiels besetzte. Im Gegensatz zu Netzer war Lienen tatsächlich ein bekennender Linker, der sich u.a. gegen Berufsverbote und Atomraketen engagierte, wobei er auch die Unterstützung weiterer Gladbacher Spieler (u.a. Wolfgang Kneib) mobilisierte. Und apropos Haare: Gerade Netzers Haarpracht, die so vortrefflich zu seinem Spielstil paßte, haben es seinen feuilletonistischen Bewunderern angetan. „Diese Haare wollten mehr", schrieb Helmut Böttiger in seinem Buch „Kein Mann, kein Schuß, kein Tor – Das Drama des deutschen Fußballs", der wohl qualifiziertesten und spannendsten kulturpolitischen Betrachtung des hiesigen Gekickes. Netzers Haare symbolisierten Aufbruch und Individualität, weshalb man es auch – obwohl selbst längst Träger eines pflegeleichten Kurzhaarschnitts – als ungemein positiv empfindet, wenn Közle, Sutter oder Zarate diesbezüglich aktuell den mainstream durchbrechen. Endlich gibt es wieder Spieler mit Flair.

Trotzdem waren die langen Haare damals kein Ausweis für eine dezidiert linke Gesinnung, sondern eine kulturelle Zeiterscheinung. Im Vereinslokal meines Klubs hängt ein Foto der 1. Mannschaft aus diesen Jahren. Ein Dokument aus einer wunderschönen Zeit, die von Ungezogenheit, neu entdeckter Individualität (wider dem konservativen Kollektivismus der Adenauer-Ära), Rebellion und Aufbruch geprägt war.

Welche Bundesligatruppe hatte in den 70ern die meisten Langhaarigen? Es waren – surprise, surprise – die Bayern. Vermutlich war bei den Bayern damals mehr Selbstbewußtsein, Rebellentum und Modernität versammelt, als bei den Gladbachern, wo sich alles auf die Person Netzer konzentrierte. Mit Breitner befand sich im Bayern-Team gar der bekennendste aller Linken im deutschen Fußball. Bei den Bayern war für Individualisten nicht weniger Platz als bei den Gladbachern, aufgrund des Weltstadtcharakters Münchens vermutlich sogar mehr als im kleinbürgerlich-katholischen Milieu Mönchengladbachs. Breitner war keineswegs der einzige Individualist in den Reihen der Münchener. Im Tor stand mit Sepp Maier der Karl Valentin des deutschen Fußballs, und Rainer Zobel, der sich noch heute als 68er bezeichnet, war ebenfalls ein „Bayer". Die Mannschaft, mit der die Bundesrepublik 1972 Europameister wurde, und die von Liberalen und Linken gemeinhin als die beste gepriesen wird, die der erzkonservative DFB jemals auflaufen ließ, bestand nicht nur aus Günther Netzer. Mit sechs (!) Spielern stellten die Bayern das Gros der siegreichen Truppe. Und als es nach dem WM-Sieg 1974 zum Eklat kam, weil die DFB-Funktionäre vom Festbankett die Spielerfrauen ausgeschlossen hatten, waren es die Bayern-Spieler Meier, Breitner und Hoeneß, die die „Gegenfeier" organisierten.

So werden sie spielen

England Linneker - Cromwell, Locke, Hobbes, Smith - Ricardo, Marx, Keynes - Sterne, Fielding, Thomas
Trainer: Lord Byron *Ersatz:* Charles, Maggie, Di, Der

Irland Bonner - O 'Brien, O 'Casey, Joyce, Yeats - St. Patrick, Beckett, Finn Mc Cool - Behan, Mc Guffin, Harry Rowohlt
Trainer: Hegel *Ersatz:* Kerry Gold

Spielverlauf: Eire säuft England noch vor dem Anpfiff 11:10 unter den Tisch. Spiel als gewonnen gewertet.

Es gab in den 70ern nicht wenige, die sowohl mit den Bayern wie mit den Gladbachern sympathisierten, zumal es diese beiden Mannschaften waren, die den bundesdeutschen Fußball auf der internationalen Bühne erfolgreich vertraten.

Die erste große Spielerrebellion der Bundesliga ereignete sich Ende der 70er nicht von ungefähr bei Bayern München, der damals intelligentesten und selbstbewußtesten Truppe. Zunächst spielte die Mannschaft gegen ihren Trainer Lorant, dann verhinderte sie, daß der autoritäre Max Merkel dessen Nachfolger wurde, um ihren eigenen Kandidaten durchzusetzen. Ein weiteres Ergebnis der Rebellion war, daß mit Uli Hoeneß ein ehemaliger Spieler Manager wurde, der den Klub einer zweiten Modernisierung unterzog – hin zu einem modernen Fußballunternehmen.

Es wurde schon angemerkt, daß die Kategorisierung der beiden Klubs als „links" und „rechts" eher retrospektiv erfolgte. Mit dem Niedergang der Gladbacher wurden diese zum sympathischen „Loser", dem der „Moloch" (Hoeneß) Bayern gegenüberstand. Verstärkt wurde diese Sichtweise noch durch einen zweiten „Loser", nämlich TSV 1860 München, dem Arbeiterverein aus dem Stadtteil Giesing, der seine letzte Deutsche Meisterschaft errang, als die Bayern gerade ein Jahr erstklassig waren. Während sich im Falle der Konkurrenz Gladbach-Bayern zwei „bürgerliche" Klubs gegenüberstanden, bei Bayern-1860 eine soziale Komponente hinzu. Tatsächlich stehen die Bayern in einer anderen sozialen Tradition. Die Bayern waren eine bürgerliche Gründung, bei der auch das lokale jüdische Bürgertum zuhause war. Ihr Präsident, Kurt Landauer, mußte 1933 aus „rassenpolitischen" Gründen emigrieren. Schief wird es aber bereits, wenn der TSV 1860 als Traditionsklub, die Bayern indes als wurzellose „Neureiche" charakterisiert werden. Es waren die Bayern, die 1932 die erste Deutsche Meisterschaft nach München holten. Und daß die Bayern heute wohlhabender und erfolgreicher als die „Löwen" sind, hat nur bedingt mit ihrem bürgerlichen Charakter zu tun. Zu einem Zeitpunkt, als im deutschen Profifußball entscheidene Weichenstellungen erfolgten, verfügten die Bayern über das modernere Magament und spielten den moderneren Fußball, was natürlich auch mit ihrem anderen sozialen Umfeld zu tun hatte. Borussia Dortmund ist allerdings aktuell ein Beispiel dafür, daß auch ein Verein, der traditionell vor allem im Arbeitermilieu aufgehoben ist, sich eine moderne Führung zulegen und sich in der Spitze der Bundesliga festsetzen kann.

Auch die Bayern sind heute ein „catch all"-Klub, bei dem sich Leute aus unterschiedlichen Schichten einfinden. Mag sein, daß zu den „Löwen" mehr Rote als Schwarze gehen und der Arbeiteranteil am Gesamtpublikum größer ausfällt als bei den Bayern, aber daß diese nur von Schwarzen und Gutbetuchten unterstützt werden, stimmt auch nicht. Aufgrund des landespolitischen Kräfteverhältnisses (und der bürgerlichen Tradition natürlich) existiert eine gewisse Verquickung mit der CSU, aber als der TSV 1860 von dem unsäglichen CSU-MdB Riedel geführt wurde, kam auch niemand auf die Idee, den Klub als pure CSU-Dependence zu denunzieren. Aktuell sitzt dem Klub der Wiesenwirt Wildmoser vor, eine ausgesprochen autoritäre Erscheinung und mitnichten sympathischer als Bayern pausbäckiger Frühstücksdirektor Scheerer. Ohne die Unterschiede zwischen den beiden Münchener Klubs, von denen der TSV 1860 innerhalb der Stadtgrenzen der populärere ist, leugnen zu wollen: Auch im Verhältnis TSV 1860-Bayern regieren eine Menge Mythen und Legenden, aber von diesen lebt der Fußball nun einmal. ●

Dietrich Schulze-Marmeling ist Autor des Buches „Der gezähmte Fußball – Zur Geschichte eines subversiven Sports„ (Verlag Die Werkstatt, Göttingen 1992).

GERHARD HENSCHEL & GÜNTHER WILLEN

Supersache! Lexikon des Fußballs

Abi Kurzbezeichnung für Abitur und Rüdiger Abramczik. Während Rehhagel-Sohn Jens gerade das Abi gebaut hatte, „zwar nur mit 3,3, aber ich bin froh, daß es rum ist“ (Otto Rehhagel), stand Saarbrückens Trainer vor einer ganz anderen Reifeprüfung. Nach dem peinlichen 2:2 des Aufstiegskandidaten beim Schlußlicht TB Berlin war er total sauer auf seine Vorderleute. „Abwehr? Ich habe keine. Den Spielern geige ich morgen die Meinung“, sagte Abi zu *Bild am Sonntag*. Übrigens: Volker Abramczik, genannt „der kleine Abi“, brachte es immerhin zu drei Bundesliga-Einsätzen „auf“ Schalke.

Abseits A spielt hoch vor das Tor, der Wind trägt den Ball zurück. B läuft von Pontius zu Pilatus und erzielt nebenbei ein herrliches Tor mit der Hacke. B ist abseits, weil er im Augenblick, als A zum letzten Mal den Ball berührte, schon längst in Gedanken in der Kabine war. Mit anderen Worten: Wer A sagt, muß auch Bseits sagen. Ganz wichtig: Abseits ist immer dann, wenn der Schiedsrichter pfeift. Ist das klar? Nach einer kurzen Spielverzögerung (Rote Karte wegen Meckerns) geht es jetzt weiter mit einem indirekten Freistoß und herrlichen Toren.

Aha-Erlebnis „Ein Punkt ist in dieser Situation wie ein poröser Sicherheitsgurt oder ein löchriger Rettungsring“, berichtet wiederum der *Kicker*. „Er kann nicht mehr retten, was kaum noch zu retten ist, weil nur noch acht Spiele ausstehen und das rettende Ufer fünf Punkte entfernt ist.“ Alle Spieler gehen den „Bach“ hinunter. Nur nicht Wynton Rufer; der steht am rettenden Ufer.

DFB Abk. für „Der Franz Beckenbauer“. Bzw. „Dankbar für Beckenbauer“. Denkbar wäre auch: „Der Franz, Braun!“ Zu jedem Heimspiel pilgern mindestens 40 Millionen Fans, allesamt ausgestattet mit einer Mitgliedskarte. Frei verkäufliche Tickets gibt es nicht mehr. Am Schluß jeder Sitzung dröhnt es aus den Kehlen: „Es gibt nur einen Franz Beckenbauer...“ Der Franz ist gerührt wie Apfelmus, während Rechtsaußen Dr. Mayer-Vorfelder, der nur auf der Bank sitzt, begeistert einstimmt: „ Ich bin so ein Publikum absolut nicht gewohnt.“ Stimmt. In Stuttgart kann er die Fans per Handstand begrüßen. Jetzt geht's lohos...

Ditschi-Datschi-Fußball „Technisch gute Mannschaften neigen zur Spielerei. Mit Ditschi-Datschi-Fußball ist nichts zu erben“ (Franz Beckenbauer). Da sagt's doch mal einer.

Domobrowski Kein Ort, nirgends auf der Landkarte zu finden. Nicht mal nirgendwo am Ural. Eselei von Franz Beckenbauer, der nach dem Rausschmiß seiner Bayern aus dem Europapokalwettbewerb gegen Dempropetrowsk mit zorngeschwelltem Zinken schimpfte, gegen „Domobrowski oder wie der Kaas heißt“ hätte sein alter FC Bayern mit der Reserve gewonnen. Sölche Katastrophen können im Fußball immer passieren. Wie sagte doch Manager Calmund vor dem wichtigsten Spiel des Jahres: „Stahlhelm auf und durch den Mist.“

Donnerwetter Gibt es regelmäßig in der Halbzeitpause. Der Trainer läuft mit hochroter Birne in der Kabine auf und ab, tupft sich den Schweiß von der Stirn. Dann sagt er der Mannschaft ein paar „passende“ Worte. „Wenn wir so weiterspielen“, schreit er garstig auf, „können wir die Bundesliga vergessen, versteht ihr, ver-gessen!“ Die Rede ist weiter von „Arbeitsverweigerung“ und „Schade um das schöne Geld“ über „Ich kann euch nicht mehr sehen!“ bis hin zu „Geht raus, die Leute warten auf euch!“ Das Donnerwetter in der Kabine ist bisweilen bis hier oben zu vernehmen, wo es gleich über den „Ticker“ läuft. Ein Ruck geht nach der Pause durch die Mannschaft, sie spielt dann „wie aus einem Guß“. Das ist schon sehr gut.

Freilaufen Interessant ist in diesem Zusammenhang ein Ausspruch von Handballstürmer Hein Dahlinger, als er einmal in seinem Leben als Verteidiger mitwirken mußte: „Mein Gott, ist das gemütlich! Hier hinten spiele ich noch mit 70 Jahren.“ So sieht's aus.

Führung Christian Wörns: „Wer so viel Auto fährt wie ich, der lernt an seinem Fahrzeug zuallererst den Komfort schätzen. Beim MARBELLA sind zum Beispiel die Sitze so bequem wie eine 4:0-Führung zwei Minuten vor Abpfiff.“

Fußball „Wenn Sie sich als Zuschauer bei einem Fußballspiel sehen, dann ist das ein schlechtes Zeichen. Sie müssen dann Ungemach erwarten, möglicherweise in Zusammenhang mit einem Freund. Es ist jedoch ein gutes Zeichen, wenn Sie sich selbst als Spieler sehen, vorausgesetzt, Ihre Mannschaft gewinnt oder Sie selbst schießen ein Tor“ (Lexikon der Traumdeutung, Peter-Erd-Verlag, München 1984).

Fußballtor 1891 wurden in Nottingham die ersten Tore mit Netzbespannung aufgestellt, doch erst 1993 sagt Stefan Schnorr vom HSV auf dem Betze in die Kamera: „Was nutzt es, daß ich Kuntz gut im Griff hatte und er doch ein Tor macht.“ Das kostet Punkte.

Fußballübertragung Führt in der Familie immer wieder zu Spannungen und unschönen Szenen einer Ehe. Die Nerven liegen blank. So brachte 1987 ein italienischer Fußballfan seine vierjährige Nichte um, weil sie während einer Fußballübertragung den Apparat umgeschaltet hatte. Kurzum: „Erst bei der Fußballübertragung ist der Vater wieder voll Rohr da. Gut bekannt sind ihm die Regeln und die Namen, selbst die Trainer und Reserveleute. Das hat er alles drauf. Darauf ist er auch sehr stolz. Die Kinder kommen aus der Ecke, der Mutter Hoffnung steigt“ (Eckhard Henscheid).

Fußgelenk, aus dem Gemeint ist immer: Aus dem Kniegelenk. Am Ball kann der Brasilianer sowieso alles. Außer Zeit schinden. Die deutsche Mannschaft spielt unter Protest weiter.

Gadocha, Robert Polnischer Linksaußen. Mit allen „Wassern“ gewaschen. Paradox: Heizte den Deutschen besonders bei der Wasserschlacht ein.

Garten Im Garten von Alfredo di Stefano steht auf einem Sockel ein Fußball aus Marmor mit der Aufschrift: „Dir verdanke ich alles.“ So soll alles sein.

Gruß, englischer Ein vergnügter, harmloser Small Talk, macht aber Spaß. Als Sammy Säne mal wieder versuchte, seine Torquote gegen den Vfl Bochum mit „Schwalben“ zu erhöhen, griff Schiri Diekert zur Vollbremse und entschied sich für den englischen Gruß: „Nau is Feierabend!“ Der Afriker machte Kulleraugen und parierte verschmitzt: „Feier? Wo denn, wann denn bin ich eingeladen?“ Der bald danach ausgetragene Schiedsrichterball hatte es „in sich“.

Gut gegeben „Du pfeifst wie ein Arsch!“ (Paul Breitner zu Wolf-Dieter Ahlenfelder). „Und du spielst wie ein Arsch!“ (Wolf-Dieter Ahlenfelder zu Paul Breitner).

Heimkomplex Symptome: Das Spiel flacht ab, die Heimmannschaft vernachlässigt die eigene Abwehr sträflich. Die ersten Zuschauer wandern ab. Diagnose: Kann mental begründet sein (Medienrummel), muß aber nicht. Rezept gegen den Heimkomplex: Druck machen, Doppelpässe und flott nach vorne spielen, vorbei an Freund und Feind.

Pike auf, von der „Den Fußball, den die Engländer meinen, spielen die Briten noch immer am besten. Es ist jener permanente Druckfußball, der die Gegner jahrzehntelang geradezu betäubte. Es sind jene wie mit dem Griffel in die Kampfbahn geritzten Spielzüge, zu denen man Leute braucht, die von der Pike auf gelernt haben“ (Dieter Kürten).

Reden Der Franz redet vor dem Heimspiel den Gegner schwach („Dortmund dachte, mit Riedle Europa anzugreifen. Viel ist daraus nicht geworden.“) und seine eigene Mannschaft schön („Wir können jede Mannschaft schlagen“). Kontra kriegt der Kaiser von Sammer: „Die Antwort gibt's auf dem Platz. Wegen der Beckenbauer-Sprüche kriegen wir jedenfalls keinen Filmriß.“ So geht das Spiel hin und her.

Reinders, Uwe Rauchte zuviel, wollte davon loskommen. Um sich abzulenken, knabberte er Mohrrüben. Zigarettensucht geheilt, aber jetzt mal was anderes. Uwe Reinders machte mal ein Supertor gegen Jean-Marie Pfaff. Mit einem Einwurf! Das darf man ja auch keinem erzählen.

Reinhauen, voll „Ich brauche diese Freiheiten, diesen Spaß am Fußball“, sagt Mehmet Scholl. „Wenn mir etwas mißlingt, mein Gott, dann mißlingt es mir halt. Der Trainer ist nur böse, wenn ich mich nicht voll reinhaue.“ Ach Mehmet, was s(ch)oll das?

Rempeln Anfang der 70er Jahre spaltete, neben der „Streifenfrage“, folgende Frage die ganze Fußballnation: Ist der Franz ein Mittelfeldspieler – oder soll er Libero spielen wie im Verein? Zu Beginn der 90er Jahre ist ein Glaubenskrieg um das Rempeln entbrannt: Ist der körperliche Angriff mit den Schultern bei angelegten Oberarmen erlaubt – oder soll man „Gefährliches Spiel“ pfeifen? Bundes-trainer Vogts hat sich entschieden: Rempeln ist kein Kavaliersdelikt.

Sahnepaß „Das macht Spaß!“ ruft Jorginho. Der Kaiser setzt noch ein Häubchen drauf: „Das ist Fußball, ja, so geht's!“ Na bitte.

Schlagabtausch, offener Ungezügelt rennt Roger Milla, 1990 Lambada-Liebling in Italien, in das offene Messer von US-Soccer Tom Dooley. Kurz: Wenn man nicht genau weiß, was Sache ist, spricht man vom „offenen Schlagabtausch“. Wie soll sich da der Fan noch auskennen.

Schnell mal Christian Wörns: „Ich fahre gern Auto. Schnell mal in den MARBELLA steigen. Musik von Simply Red im Recorder, ab in die Stadt. Toll: Parken ist kein Problem...“

Schußbein Bein, mit dem der Spieler schießt. Die Bundesliga kennt mittlerweile auch das andere Bein, den sogenannten „schwachen Fuß“, vulgo Standbein. Aber ein richtiges Gegenmittel hat noch keiner gefunden.

Schußpech Häufig strapazierter Begriff für daneben, drüber, gehalten, Galerie, Latte, Pfosten, Außennetz. „Im Moment verzweifelt man an sich selbst. Wir können die Tore eigentlich abbauen“ (Maurizio Gaudino). Vom Schußpech zum „Unvermögen“ ist es nur ein Hechtsprung. Nach einem herrlichen Außenrist-Schlenzer, der in den Armen des Torhüters landete, hat Mittelfeld-As Sforza das Schuß-, nein: Schlußwort: „Wenn das Ding nicht rein will, will es nicht rein.“

Schwaben Sparen, wo sie nur können. Der VfB Stuttgart schickte 1989 dem FC Bayern ein Glückwunsch-Telegramm, gratulierte „zur 10. Meisterschaft“. Nett, aber verkehrt, die Bayern waren schon zum elften Male Meister.

Schweden „Die Schweden spielen einwandfrei besser als Brasilien.“ Dieser Spruch kostete Rafael Diaz im Arbeiterviertel Chimalhucan das Leben. Zusammen mit anderen hatte der 27jährige das Spiel in einer Pulque-Bar vorm Fernseher verfolgt. Kaum hatte der Mexikaner die Skandinavier gelobt, zog ein Betrunkener seinen Revolver aus dem Hosenbund und schoß viermal. Diaz brach tot zusammen, der Täter entkam“ (Hamburger Morgenpost). Bei aller Liebe, das ist uns doch zu dick.

Schwer zu sagen Sex-Verbot für Italiens Kicker vor der WM. Das machte die Engländer unwahrscheinlich heiß, aggressiv. Ein Nationalspieler: „Wir besorgen uns die Nummern der Frauen und Freundinnen der italienischen Spieler.“ Der Brasilianer Renato, früher Rom, schürte das englische Liebesfeuer: „Den Italienern liegt nichts an Sex, deshalb sind ihre Frauen auch Weltmeisterinnen im Betrügen.“ Italiens Nationaltorwart Walter Zenga schießt abgebrüht zurück: „Die Engländer können noch nicht mal eine Fahnenstange von einer schönen Frau unterscheiden.“ Schwer zu sagen, was die Spielerfrauen davon halten.

Zweikampf Scharf im Nacken zu empfinden sind des Gegners Atemstöße. Wie er schnauft! Hechelt! Wie der Schweiß aus seinem Körper sprüht und regnet und verdunstet! Krachend wetterstrahlt die Kraft – der Gegner wirft sich weit nach vorne, und er spitzelt, vor der Flanke, mit Genuß, den Ball ins Toraus. Abstoß.

Zwischenrufe „Wir haben, liebe Zuschauer, nun wirlich mit der Lupe die schönsten Szenen ausgewählt“ (Werner Hansch). „Wir haben die Spreu vom Weizen getrennt und dann gesendet“ (Werner Hansch). „Aber so'n bisken Spreu müssense ertragen“ (Werner Hansch). „Kucken Sie sich mal dieses gnadenlose Gegurke an“ (Werner Hansch). „Das mußten 41 000 Zuschauer aushalten“ (Werner Hansch). „Kommen schlechte Zeiten, kommen gute Zeiten“ (Anthony Yeboah). „Klarsicht ist ein Zwillingsbruder der Klasse“ (Hans Blickensdörfer). „Offenbar hatte ich aber zuviel Wasser eingefüllt. Jedenfalls platzte der Gummi in irgendeiner Kurve, und der Horst-Dieter war naß wie ein Tropf. Dann begannen die Spiele“ (Sepp Maier). „Die Mannschaft mit den besten Laktatwerten wird ja nicht unbedingt Meister“ (Ottmar Hitzfeld). „90 Minuten überlegen gespielt und dann dieses dumme Tor!“ (Albert Camus) „Und immer hat die Idee gewonnen, die aus dem Bauch ins Hirn gestiegen ist“ (Hans Blickensdörfer). „Ich bin eine ernsthafte Person. Ich sage so was nicht, dazu bin ich zu intelligent“ (Andy Möller). „Ein Zusammenschluß von Vereinen bringt im Fußball selten den erhofften Erfolg. Optimal funktioniert es innerhalb der Volkswagen-Gruppe. Spanische Rasse, verbunden mit deutscher Qualität auf höchstem Niveau, ist das Ergebnis erfolgreicher Zusammenarbeit. Der SEAT TOLEDO beweist es“ (Michael Rummenigge). „Einigermaßen Frieden muß sein. Das ist die größte Kunst“ (Ewald Lienen). „Ich strebe keine höheren Ehren an, will ein Mann der Basis bleiben“ (Egidius Braun). „Ja, liebe Fußballfreunde, das ist wie im Krimi – die Bösewichter sind irgendwie immer aufregender“ (Werner Hansch).

„Jetzt müssen alle – ich betone, alle – um ihren Stammplatz zittern“ (Friedel Rausch). „In einer zunehmend reglementierten und verwalteten Welt ist der Fußball eine Oase, in der ein Mensch noch sein kann, was er ist: Mensch“ (Hans Blickensdörfer). „Viele gute Einzelspieler sind noch lange keine gute Mannschaft“ (Hans-Dieter Greßkamp, VfL Löningen). „Der einzige, der bei Werder einen Porsche fahren darf, bin ich. Leben heißt kämpfen, so lautet meine Devise. Man muß sich alles hart erarbeiten“ (Otto Rehhagel). „Als Profi bleibt nicht soviel Zeit für die Familie. Also heißt es bei Kuntz zu jeder Gelegenheit: rein in den IBIZA, raus ins Grüne“ (Stefan Kuntz). „Die Mentalität ist das Wichtigste, ganz klar. Trotzdem kommt zuerst die fußballerische Qualität“ (Johan Cruyff). „Was sich unmittelbar nach dem Schlußpfiff im Bern Stadion abspielt, kann ich unmöglich schildern“ (Fritz Walter). „Nach dem Spiel ist vor dem Spiel“ (Sepp Herberger). „Lauter Karajans geben kein Orchester“ (Helmut Schön). „Gutes Fußballspiel, das ist geordnete Unordnung“ (Dettmar Baggio). „Burschen, sauft's weiter!“ (Max Merkel).

„Entscheidend ist der Zieleinlauf!“ (Udo Lattek). „Never change a winning team!“ (Tip & Tap). „Es wäre villeicht angebracht, anders aufzuhören, aber so geht es auch“ (Ror Wolf). Schnell, hinten raus! Du Holzer! Stecher! Bolzer! Blinder! Vor, zurück, am Arsch! Und mit Gefühl! Zur Ecke. Schiri, Telefon! Komm, gehe, gehe, gehe! Rechts, links, schnell, quer, eins bis zehn! Hier bei der Arbeit! Tempo! Kopfball! Olé, olé, olé, super Hamburg St. Pauli! Berlin! Berlin! Du Blindfisch! Komm, komm, komm! Noch drei Minuten! Bis zum Umfallen, Fritz! Den hast du! Hierher! Hierher! Mitgehen! Arschlecken! Und rasieren! Abseits! Und tschüß! Und Flügelwechsel, Leute nehmen, Rückwärtsgang. Neuaufbau. Ein paar Takte Musik. Nur beobachten. Man ist immer nur so gut, wie es der Gegner erlaubt. Auf Zuruf! Aus! Nichts gegen Beine, aber Gurken gehören ins Glas. Und aufrücken! Wir fahren nach Berlin! Alles nur Stückwerk! Raus, raus, raus! Wo ist der Ball? Und wo ist Netzer? Einer helfen! Schön gemacht! Komm, Kohli, komm! Geh alleine! Eine Minute noch! Katsche, Hintermann! Jetzt nicht nachlassen! Eckball! Doppelter Paukenschlag! Hat die Fahne oben! So ein Tag, so wunderschön wie heute! Keine Gefahr! Der dürfte nie vergehen! Nun hau doch drauf! Zwanzig Sekunden über die Zeit. Mensch, pfeif doch ab! Gerd, hier bin ich! Jetzt Doppelpaß! Ja! Machet, Günther! Schluß? Ist Schluß? Den kriegst du noch! Auf links! Der ist noch heiß! Ist das der Schlußpfiff? Aus! Schluß! Ende! Aus! „Das Unglaubliche ist wahr, das Unerwartete Wirklichkeit“ (Fritz Walter). Wir sind Weltmeister! Das Spiel ist aus! Wo sind wir denn? Haben wir das gleiche Spiel gesehen? ●

Gerhard Henschel ist Redakteur der „Titanic“. Günther Willen war Redakteur der „Kowalski“. Das vollständige Lexikon mit 216 Seiten zum Thema erscheint in diesen Tagen unterem selben Titel im Verlag „Weisser Stein“, Greiz.

Essay: Der Ball ist eine Totalität / Texte und Tore

Welch ein Geballere! *Uve Schmidt*

C. C. liebte seine schöne Frau ebenso abgöttisch wie die Fußballmannschaft seiner Stadt *Marianello Marianelli*

Das Runde ist der Ball *Max Merkel*

wollene Girlanden des Siegs *Walter Jens*

Das Spiel ist aus *Jean-Paul Sartre*

Matthias Beltz ist Volldichter und ehemaliger Opelmalocher inkl. Gewerkschaftsagitator. Letztens gab er in seiner Funktion als bundesweit gefürchteter Metropolen-Kabarettist mit Schopenhauerscher Schieflage der *Frankfurter Rundschau* zu Protokoll, die Frankfurter Eintracht dünke ihn eine Verkörperung des Künstlerischen, des künstlerischen Kollektivs oder des Kollektivs nach Maßgabe künstlerischer Fährnisse, Schaffenskraft und -krisen. So etwa meinte er kernig zusammenfassen zu müssen, was eh noch der letzte Hund seit cirka Achtzehndreißig in die Weltgeschichte bellt: Die Eintracht ist eine „Diva", spielt mal im Stil „echter Spitzenmannschaften", dann wieder im Format der Kreisligatruppe. Was Beltz an tollpatschigen Affinitäten und Analogien zwischen wankelmütigen Kunstgestalten und den wechselhaften Darbietungen des Frankfurter Bundesligisten auszumachen schien, ist aber nicht mehr als das Resultat einer schlaffen Metaphernbildung, die längst zu einem jener Klischees herabgesunken ist, die mit gutem Recht auch als solche bezeichnet werden. Sinngehalt? Unter null.

Einer wie Old Beltz, der den geschichtlichen Zusammenhang zwischen Fußball und Arbeitswelt, wer weiß: zwischen Kampf um den Ball und (sublimierter) proletarischer Revolution dem Hörensagen nach wenigstens noch kennen dürfte und dennoch leichtsinnig das Ästhetische als Projektionsfläche für angeblich subkutane Erkenntnisse über das Wesen dieses Sportes benutzt, hat natürlich wieder einmal alles falsch gemacht. Denn spätestens mit dem Abschluß der diesjährigen Bundesligasaison müßte noch dem letzten Apologeten der doch schon scharf an der Grenze zur Vergreisung operierenden Spielkultur der Eintracht klar geworden sein, daß Fußball zwar Kunst sein mag, Kunst auf dem Platz aber nur dann wohlgelitten sein will, wenn die Resultate stimmen. Fehlt der „Wille zum Sieg" (Nietzsche-Winnat), mangelt es am Erfolgswollen, dann ist es mit dem Kunstschönen aber auch schon gleich aus. Da hilft kein Hinzudichten von Wahrheiten, die dem Zuschauer, gleich welchen Faszinationsgrades, schon längst zu den Ohren herausquallen dürften. Aber so ist sie eben, unsere Frankfurter Metropole samt ihrer scharfzüngigen Volldichter. Volldeppen. Pardon: Kabarettisten.

Künstler auf dem Platz, Spielkultur im Kopf - so ist also kein Blumentopf zu gewinnen, geschweige denn das Bein auf den Boden zu bringen, wenn die „Interaktionen von Fußball und Literatur" (Henscheid) ordentlich herausgearbeitet sein wollen. Der Mythen über die Kunst im Spiel und das Zusammenwirken von Fußball und Dichtung, das Affiziertsein der Theorie durch das Ballgeschiebe seien da zahl- und gehaltreichere als die - zum letzen Mal - abgegriffenen Beltzschen Rumpelsätze. Seit der Fußball 1530 in Florenz erstmals die Weltbühne betrat, mühen sich Literaten und Poeten, Diskursforscher und Zitatsammler, Collageure und Bildhauer, Existenztheoretiker und Rhetoren um eine doch möglichst präzise Abbildung des Spiels auf das ästhetische Gebilde. Bzw. um eine doch meist sublimere Koexistenz beider mit Richtung auf Korrespondenz und Synästhesie.

Deshalb gilt das Augenmerk des Fußball- und Literaturexegeten vornehmlich der Moderne, genauer ihren feinnervigen Ausläufern, in denen sich der romantische Topos der Korrespondenz der Dinge und des Weltgeschehens mit ästhetisch engagierter Subjektivität und jenseitiger Phantasie Bahn bricht. Das gilt für Kleist, dem sich unter seinen Augen alles zum Getümmel verwandelte, und Musil und Brecht und Adorno, die die Welt gerne zum Gutteil nach den Gesetzen der ästhetischen Konstruktion gebildet gesehen hätten. Brecht für seinen Teil forderte bekanntermaßen „Mehr guten Sport", weil das in den großen Arenen Finten und Verhaltensformen der Akteure nachvollziehende Publikum sich dergestalt für die taktischen Eingriffe in das Gesellschaftsleben schulen sollte. Wie weit aber die geheime Nachbarschaft von Fußball, Literatur, Gesellschaftstheorie schließlich reicht und der Antizipation, ach was: der Verwirklichung des „anderen" (Musil), „verbesserten" (Brecht) bzw. „ganz anderen und besten" (Adorno) Zustands hic et nunc zum Maßstab gereicht, wird noch zu beweisen sein. Gut möglich zwar, daß besondere Spielmotivationen und Ballmotive schon in der ersten Oper schlechthin, in den Kopfthemen des Monteverdi-Opus' „Orfeo" (1607) heimlich sich Gewicht, Eindruck und künstlerischen Ausdruck verschafften. Gut möglich, aber man weiß es für eine Zeit und ihre Kunstwerke, da die Moderne noch in Holzgaloschen umherlief, noch nicht so genau. Schon weiter reichen die Kenntnisse, gute 250 Jahre später und auf dem Höhepunkt der krisengeschüttelten bürgerlichen Gesellschaft, hinsichtlich des Marxschen Werkes und dessen Fußballinfiltriertheit: In diesem nämlich findet sich mit Sicherheit kein einziger Satz zum Fußball. Ob damit bereits dem Fußballdefizit der nachmaligen marxistischen Theoriebildung und der falschen Indulgenz der herrschenden Köpfe der Arbeiterbewegung entscheidend in die Hände gespielt wurde; dergestalt eine geschichtlich nicht zu unterschätzende Kooperation zwischen Arbeiterklasse und Spielgeschehen mißachtend? Auch diese Frage will zunächst vertagt sein.

Wie wird's nun richtig gemacht? Welchen Kunstverstand braucht es, wie muß die geistige Haltung beschaffen sein, um den Fußball beim Wort zu nehmen? Romancier (sehr früh mal), Humanist und Rhetor Walter Jens hat sich, sehr zu seinem Vorteil, a priori erst mal von seinen lästigen Goetheversen freigemacht, um den Fußball der frühen bundesrepublikanischen (Hunde-) Tage zu lobpreisen: „wenn ich den letzten Goethe-Vers vergessen habe, werde ich den Eimsbütteler Sturm noch aufzählen können." Jener, von dem wir humanistische Philippiken und philologische Humanität erwarteten, schwingt sich auf, seinem Jugendverein, dem seligen, der dem „Kleinstkicker Jens" Heimstatt war, zu huldigen. Wie war das, damals? „Alles ganz einfach: Das Identifikations-Objekt hieß TV Eimsbüttel", „die Fünferreihe des Sturms bestand aus Eimsbütteler Werktätigen". Immerhin: zwar keine Lohnarbeiter, wenigstens aber Werktätige, „ein Grätscher, ein Fangkünstler, ein Spaßvogel". Es war die „Ära der lieben Frühkapitalisten", in der „Stührk, Böhlke, Panse" „Mechanisierung und Zweckrationalität" ein Bein stellten: „Meine Manjas und Kowalkowskis", singt Jens, „arbeiteten nicht arbeitskonform, sondern spontan." Wer nun, was nun? „Derle Ahlers, Otto Rohwedder, Kalli Mohr, Risse (junior) und Torwächter Quest" spielten einen Fußball daher, als läge ihnen das Kapital zu Füssen. Glaubt man Jens, so stimmte in Eimsbüttel um 1950 „die Identität von Arbeit und Fußball" noch, ja waren die „Werktätigen" fußballspezifisch „unabhängig", „der Unvernunft der Muskeln mehr anheimgegeben als der Unvernunft des Kapitals". So tiptop war die Lage, daß ein Wechsel zum HSV in die Geldliga noch „Klassen-Verrat" gescholten und die Hingabe an den Ball ganz der Irrationalität des Muskelverbrauchs in der Maschinenhalle entgegengesetzt werden konnte. Wenn soviel „Hauch an Antizipation" durch die Köpfe wehte, dann fragt sich aber doch beklommen, was angeregte Bloch-Lektüre und die zugehörige -Freundschaft alles anrichten können: „... wieviel Ungleichzeitigkeit im Verhältnis zwischen Wirtschaft und Sport!" Oje! Was ist böse? Die Börse. Der Spielerhandel. (...)

Den verhehrenden Trend der Verkunstgewerblichung vergangener Fußballepochen in der Literatur hat leider auch der Jenssche - obgleich löblich-verkorkst kapitalismuskritische - Versuch partiell mitzuverantworten. Glänzen dann aber wenigstens unsere großen deutschen Dichter durch Abwesenheit? Natürlich auch nicht. Grass ist so einer, der - adäquat zu den arg verschleimten Nachbetrachtungen und falschen Fünfzigererzählungen der akademischen Jugend - im allegorisierenden, schwer barocke Trauer um das Leben tragenden und schwiemelige Klage über die Sinnentleerung verbreitenden Gedicht „Nächtliches Stadion" meint: „Langsam ging der Fußball am Himmel auf./ Nun sah man, daß die Tribüne besetzt war./ Einsam stand der Dichter im Tor,/ doch der Schiedsrichter pfiff: Abseits." Ein Doppelpunkt mußte schon sein, bevor der Schiedsrichter den Platz betreten und Abseits pfeifen kann. Der Dichter steht immerhin schon im Tor - während später der Tormann nur noch Angst, dafür aber einen Dichter (Handke) hat. Einziger Pluspunkt: Thema Stadion, in dem aber zur Nachtzeit leider niemand sitzt.

Das Äquivalent zur Ästhetik des Vergessens, die wenige Jahre nach dem Faschismus die Welt als Tableau ewig gleicher, von höheren Mächten verfügter Verdammnis pinselt, bildet die hölzerne Parabelkunst des Kleinbürgers Heinrich Böll, die sich mit ähnlichem (man fragt sich: vorsätzlichem?) Unverstand dem

Thema widmet, und zwar auch dieses mal konsequent in der Logik der sog. Nachkriegstopoi. „Das Dorf hat (...) einen eigenen Halte-Perron" - so beginnt jede frühe Böll-Erzählung, aber dann dreht sich alles um den Ball, bis vor lauter Eifer der moralische Geifer durch die Zeilen rinnt, eine Welle der Empörung durchs Stadion schwappt, in dem, „Rauchopferwolke aus einem großen Hain aufsteigend", „Biertischbesserwisserei" (wow!) von den Rängen schallt und „ideologische Kriegserklärungen" der überzeugten Fans dem Leser entgegenrumpeln, daß es ein heller Wahn ist. Was ein Wahn, der „Fußball-Wahn" (Ringelnatz), diese Fußballspiele am Samstagnachmittag im Kölner Stadtteil vulgo saumseligen Dorf Müngersdorf: „Kilometer im Umkreis bestimmen Autos, Autos, Autos Straßen und Landschaft, sie bestimmen die Wiesen, die Wälder, Bäume und Häuser - und von Schönheit der Technik keine Spur." Das ist die erste Stauprosa der Welt, und sie erwählt den Fußball, um ihre Mahnungen gegen Verkehrsströme zu richten. Wenn Dichtung dergestalt ihr Anliegen kritisch vorträgt, dann moniert sich nicht bloß, sondern wünscht sich auch was: „wenn der FC Platzverbot hat (...), ist Müngersdorf friedlich, mit seinen schönen alten Bäumen, den Bauernhöfen, mit seinem Klatschzentrum, wo die Hausfrauen im morgendlichen Einkaufsrhythmus unweigerlich aufeinandertreffen ..."

Einen kaum mehr gutzumachenden Schaden hatte also bis Ende '50 die hoffnungsbeladene Liaison von Dichtung und Fußball in den Literatur-Schrebergärten genommen, da schrieb dann einen Deut törichter als Böll endlich doch noch der ontologische Dichter Peter Handke (Österreich) über den Fußball. Nölte hie der kölsche Mützenträger am wahrhaft übergreifenden Faszinosum der samstäglichen Bewegungslehre herum (in gut gedichteter Form etwa bei Alan Sillitoe nachzulesen), so schnipselt da das theologisch angeschlagene Dichtergewissen an raunenden Sätzen, wie sie seither ihresgleichen suchen: „Der Fußball hat eine Seele. Sie ist schlaff und leblos, wenn keine Luft in ihr ist. Wird Luft in sie gepumpt, so bläht die Seele des Fußballs sich auf, sie ist zwar dem Anschein nach noch tot, aber schon bereit, sich zu bewegen und bewegt zu werden. Ist die Seele des Fußballs mit Luft angefüllt, so kann der Fußball bewegt werden." Neinnein, was eine Metaphernübertragungsleistung, was ein Allusionswitz, was ein Schmonzes. Setzen. Sechs.

So wird aus der viel beachteten wie bedeutsamen Fusion, Symbiose, Eheschließung von und zwischen Dichtung und Fußball nichts werden. Aus der Mimikry und Mimesis an den Ballsport, „weil das dichterische Wort Scham ergreift vor der unversöhnten Gestalt dessen, was ist" (Adorno). Höchstens Peter Weiss deutete in den frühen Fünfzigern weit abseits aller deutschen Reaktionspoesie an, daß er dem Bündnis zwischen Literatur und Fußball, das sich dann um Bohrer, Harig u.a. zur Weltmeisterschaft 1974 als die wahrhaft progressive Synthese aus Ball und Utopie zusammenschloß („Netzer kam aus der Tiefe des Raumes"), hätte wohl gut und gerne dienen können. „Jeder überschritt (...) die Schwelle, und begab sich in die Tiefe des" - Raumes.

Also gut. Soll die Theorie befragt sein und sagen, was Sache ist. „Der Ball war weg: Und heute hat er's an der Leber!" (Herbert Heckmann) Noch vor dem Pariser Mai - die Sechziger schicken sich etwa mit Texten von Franz Mon an, auch den Muff der literarischen Fußballgeschichte zu verscheuchen - machte sich wenigstens Sartre daran, den Fußball in der Existentialsoziologie ein Wörtchen, ein prominentes sogar, mitreden zu lassen. An bedeutender Stelle seines Wälzers zur „Kritik der dialektischen Vernunft", die den „Geltungsbereich jeder realistischen Dialektik" als „Theorie der gesellschaftlichen Praxis" skizziert, führt er das „In-der-Gruppe-sein" als Grundlage der sich selbst auslegenden und verstehenden Praxis sozialer Handlungsbestimmung wie Zielkoordination ein. Sartres Entwurf einer verstehenden Soziologie gesellschaftlicher Praktiken entfaltet nicht strukturalistisch-binär, auch nicht organizistisch-magisch oder ontologisch-fundamental das Prinzip gruppen*dynamischen* (genau!) Handelns, sondern dialektisch (eben!). Das Fußballspiel unterwirft seine Akteure weder den integrativen Imperativen des technischen oder politisch-taktischen Plans, noch der abstrakten Geltung von Recht und Pflicht als allgemeiner Freiheitsbedingung der Handelnden. Sondern: Jede sich besondernde Handlung des Einzelspielers ist „widersprüchlich. Sie ist nämlich in sich selbst eine vollständige individuelle Handlung (es gibt ein partielles Ziel: den Ball abgegeben usf.), die verfehlt oder gelungen sein kann und die durch ihren Erfolg selbst als dialektischer Prozeß bestimmt wird, der sich selbst genügt." Wird der Ball abgegeben und demzufolge die Einzelaktion bezüglich des Ansinnes aller für sich besonderten Mitspieler, den Sieg nach Hause zu bringen, alterisiert, dann „enthält die Handlung als konstituierende Praxis (...) eine vollständige Intelligibilität." Wenn also der „Sinn des besonderen Unternehmens" darin liegt, „daß es woanders von anderen Unternehmen, anderen Spielern benutzt wird", dann wird „nur der Durchbruch, der Versuch, das Tor (...) endgültig das gewagte Spiel rechtfertigen."

Zwischen den Fährnissen gewagter Einzelaktionen und teleologisch angestrebtem Gruppensinn findet der Selbstvollzug von Freiheit in Sozialität statt. „Die Vielheit der technischen Aktivitäten" beziehungskonstitutiv zum „Ziel als der zu totalisierenden Totalität" der Gruppe zu einen, ist das Telos resp. der zwanglose Zwang oder auch die Idee des Fußballs. „Sobald das Spiel beginnt, haben seine besonderen Handlungen (...) keinerlei Sinn mehr außerhalb der Handlungen seiner Mitspieler." Entfremdung vermag sich gegen die Gruppe nicht mehr zu bilden. Im Gegenteil: Jede besonderte Praktik findet sich dem Begriff des In-der-Gruppe-seins nach je schon alterisiert hinsichtlich ihres totalisierenden, das eigene Für-sich-sein und das fremde Mitspieler-Für-sich sosehr wie die abstrakte Ansichheit der Spielregeln transzendierenden Tätigwerdens für die Freiheit im gemeinsamen Dritten, der Mannschaft. „Ist das eine Entfremdung?"

Natürlich nicht. Findet der Fußball seine „Wahrheit und Rechtfertigung in dem vollendeten Prozeß" teleologisch liierter Freiheitsvollzüge und praktisch heimgeholter Erfolge, so wird noch im Spiel selbst offenbar, daß die „Gruppe-als-Totalisierung" ihren zukünftigen Sinn „als die projektive Überschreitung vergangener Gesten" an der gelungenen Individuierung vollzieht et vice versa: „Der gute Tormann wird als gemeinsames Individuum spezifiziert, insofern er sich in der Zukunft durch seine vergangenen Aktionen als fähig erwiesen hat, mehr zu tun, als auf dem normalen Niveau der Organisation von jedem verlangt wird. Er wird Fähigkeit." Dieses Zusammenfallen, die stets in der zukünftigen Verzeitlichung und retrospektiven Reziprozität zugleich ausagierte Synthese von Regel und Freiheit, Gemeinsamem und Besonderung begründet ethisch die Gruppe als Einheit freier und toleranter Behandlung - im Fußball erst löst sich also der Rechts-Kodex bürgerlicher Revolutionen materialistisch ein: „Das ist zunächst nicht ein stärkerer Mensch als ich, sondern er ist eine Verstärkung der gemeinsamen Verteidigung (...) Aber die praktische Verstärkung hat die egalitäre Brüderlichkeit zur ausdrücklichen Bedingung"; utopisch eignet ihr der Sinn, stets überschüssige und -schießende Handlungsoptionen zu erspielen und auszuführen, die ihrerseits noch in der nach klassengemäßen immanenten Differenzierungen konzipierten Mannschaft die Transzendenz der klassenlosen Gesellschaft artikulieren: „Das Individuum überschreitet sein gemeinsames Sein, um es zu verwirklichen; man ist nicht Tormann oder Läufer wie man Lohnarbeiter ist. (...) Sobald also das gemeinsame Individuum eine dieser Entscheidungen ausführt, überschreitet es sich als gemeinsames Individuum".

Scheint in der Funktionsanalyse der Fußballmannschaft die adornische Sehnsucht nach jener konkreten Allgemeinheit auf, die sich aus der dialektischen Konstituiertheit der bürgerlichen Gesellschaft als ebensolcher Aufhebungsprozeß teleologisch-perspektivisch zu entfalten hätte, so ist nicht Handkes angstbesessener Tormann die letztmögliche Gestalt des fußballerischen Ausdrucks der Bewußtseinslagen im Spätkapitalismus, sondern - nun, hören wir selbst: „Eine Fußballmannschaft ebenso wie eine Gruppe bewaffneter Aufständischer haben übrigens (...) gemein, daß die Aktion eines jeden ihre reale Objektivierung nur in der Bewegung der gemeinsamen Objektivierung findet."

Sartres post festum an der Gruppe der Fußballmannschaft gewonnenen Erkenntnisse sind klar und wahr. Das nächste Spiel, in dem „die Gefahren und Verteidigungs- oder Angriffsmittel immer andere sind", ist immer das schwerste. Aber es wird kommen, bis auch dieses wieder aus ist. Allein, „bei einem Fußballspiel kompliziert sich allerdings alles durch die Anwesenheit der gegnerischen Mannschaft."

Was machen aber die Frankfurter, die oft genug der angemessenen Rezeption des Sartreschen Entwurfs, mit dessen sozialphilosophischer Reichweite die große Versöhnung von Fußball, radikaler gesellschaftlicher Praxis und Sozialismus möglich schien, sich verweigerten? Stellt sich die aktuelle Frankfurter Schule samt Eintracht der Herausforderung, im Fußball die immerzu aufs Neue sichtbar werdende Gefährdung des geglückten Lebens dingfest zu machen? (...)

Helmut Schmidt (SPD) hat wortreich Popper gelesen und agiert daher scharf an der Grenze zum „positivistischen Fußball" (Böttiger), wie er nach der WM 1974 in der BRD vollends Einzug hielt. Ob deshalb aber auch Adorno im „Positivismus-Streit" unterlegen ist und die Segel gegenüber dem Fußball hat streichen müssen, läßt sich genausowenig stringent beantworten wie die Frage nach der vielleicht in

den Fußballaktionen doch noch schlummernden weltgeschichtlichen Gewalt der Arbeiterklasse. Hat der von den verborgenen bis unartikulierten Strömungen, den Irrationalismen des kollektiven Alltagshandelns und systemischen Zwängen einer sich selbst undurchsichtig, wahnhaft gewordenen Moderne faszinierte Theoretiker sich verbeten, von der materialistischen Umwälzung der Verhältnisse hic et nunc zu reden, so schien ihm gleichermaßen der Fußball doch ein Punkt, der hätte - wenn auch negativ-dialektisch - erhellt werden müssen. Eckhard Henscheid versicherte dem Autor, daß Adorno dem Fußball und im speziellen der Eintracht doch zögerlich gewisse Sympathien entgegenbrachte und „mal beinahe ins Waldstadion gegangen wäre vor inzwischen 35 Jahren wohl, dann es aber gelassen hat aus guten Gründen."

Adorno, der immer dort zur Stelle war, wo die Begriffe der anderen nur noch Wissenschaftsideologie zu befördern hatten, schwieg; und er handelte nicht. Das mag statthalterisch zu deuten sein als ein Hinweis auf die synchrone Unterdrückung der affinen revolutionären Existenz von Fußball und Proletariat, auf die in der Abwesenheit sich in Spuren und Unaussprechlichkeiten mitteilende geschichtsphilosophische Perspektive der Versöhnung beider zum Zwecke des Weltgeschehens - und zwar als Flaschenpostprojekt, das als die große, ja alle ästhetische Reflexion weit hinter sich verweisende taktische Finte der Theorie zu enträtseln späteren Interpreten aufgetragen ist, wo doch alles, dem ein Namen gegeben wird, den Schein des Zukünftigen verschleiert. Eine ehrgeizig auf den Fußball-Philosophen Adorno angewandte Deutung hätte anzuerkennen, daß im Sprechen die offen-diskursive, fußball-expositorische, nackte und entmythologisierte Sprache „als Element des gesamten Aufklärungsprozesses in Magie zurück-(schlägt)". Fußball ist keine Tätigkeit. Er vertritt Wahrheit. „Ist Fähigkeit" (Sartre).

Adorno-Konkurrent Habermas vertritt seit „Erkenntnis und Interesse" eine ganz und gar uninteressierte Haltung zum Thema. Nichts ließ er bislang an systematisch gehaltvollen Stellen der Theorie sprachlichen Handelns vernehmen. Und doch wäre der Fußball nach Habermas einer schlechthin radikalen Revision zu unterziehen, die sozialdemokratische Technokratietendenzen fortschreiben und zugleich im Geiste der Letztbegründung von Spiel und Regel vervollkommnen würde, das „Potential liberaler Gesellschaften und Gesittung" nutzend und ausreizend. Auch für Habermas stünde zwar im Zentrum die Mannschaft, ihre Spiel- und Paßkultur, deren kollektive, kommunikative, halt gesellschaftlich verdienstvolle Tätigkeit als das Handeln. Doch der linguistic turn auf dem Feld der „kritischen Theorie der Gesellschaft" verfehlt sein Ziel auch hier keineswegs.

Nach Habermas ist die Welt längstens in vorlinguistischen, quasi substantiell geschichtlich-materialistischen Begriffen von Subjekt und Objekt, Angriff und Konter, Revolution und Konterrevolte zu begreifen gewesen. In einer von der Französischen Revolution geebneten demokratisch-pluralen Öffentlichkeit handeln sich Interessenkonflikte nämlich in der Horizontalen des kommunikativ motivierten Handelns aus. Das Spielfeld wird unwiderruflich zum casus (corpus??) delicti. Auf diesem als der Arena, dem Arkanum und Aquarium des geselligen Miteinanders schließen sich Geltungsansprüche noch dann zum Bunde friedlicher Koexistenz zusammen, wenn die Meisterschaft auf dem Spiel steht. In der Ebene ruht und rollt der Ball. Querschläger, die mit Einwürfen für den Gegner („Partner") geahndet sein wollen, sind im Prinzip „out", draußen, außen vor. Gleiches gilt für das Verursachen von Eckstößen und die möglichen Folgen eines nachmaligen Torschusses, der, wie der erfolgreich abgeschlossene überhaupt, weder vollstreckt noch angestrebt gehört, sondern ausgehandelt hätte werden müssen. Sanktionen verhängt das Schiedsgericht. Das Interesse am Ball und seinen antizipierbaren Richtungen folgt den Präskriptionen des herrschaftsfreien Diskurses, dem Prinzip des „Ausgleiches" widerstreitender Meinungen und Geltungsansprüche im Hinblick auf die versöhnende Kraft sprachlichen Handelns. Einzig die Ratschläge des Sprachspiels also vermögen die Grenzen zu ziehen, die dem ballführenden einzelnen und dito seinem Arbeitswerkzeug zu überschreiten nicht gestattet sind. Innerhalb des Feldes ist soviel erlaubt wie außerhalb seiner wenig. Ruhe kehre ein, der Hast sei abgeschworen. Mähliche Ballführung, faire Raumaufteilung, paßgenaues Zuspiel und das Vermeiden der Blutgrätsche höchste Gebote. Gelbe Karten werden abgeschafft. Der Schiedsrichter spricht mit jedem. Beschwerdeführende Mannschaftsführer gehören der Vergangenheit. Der Zukunft das Mit-, nicht das Gegeneinander. Rote Karten und Laternen bleiben: für den Notfall. Sanitäter glänzen durch stete Anwesenheit, laufen also mit, aber nicht um den Ball. Der „gehört" den Gruppen bzw. jetzt: „Teams", die sich in den Grenzen des Feldes der Reflexion (den Geltungsprämissen) regelgerechter Ausübung ihres Sportes hingegeben. Findet dergestalt die soziale Pazifizierung des Raufens, Rempelns und Steilspielens statt, so dient sie nur einem: der Aufhebung des Fußballs in die vom „Spieltrieb" (Schiller) durchwebte Totalität der Interaktion.

Die höhere Weisheit einer solchermaßen vernunftgemäßen Verfügung erschließt sich dimensional als Transzendenz der Immanenz, wenn der Ball als das Zentrum allzeit konfligierender Tendenzen zu jener Bestimmungseinheit kritischer Theorie depotenziert wird, die nicht das imaginierte Selbst und die Ichheit, sondern die jeweilig sich ihren Geltungsansprüchen verpflichtenden Akteure veranschlagt zwecks Einheit in Vielfalt. Was heißt das? Nun, ganz einfach: Zweiundzwanzig Spieler, die Ihr seid, sprecht Ihr mit zweiundzwanzig Stimmen, denn „Massensport heißt heute: zweiundzwanzig spielen Fußball, Tausende und Zehntausende sehen zu." (Sozialdemokrat Helmut Wagner 1931) Von Angesicht zu Angesicht sollt Ihr reden, bis die Wahlen ergeben, daß nicht Kampf und Streit, sondern Diskurs wie Wechselrede der Regel zur Seinsgeltung verhelfen; der Regel, dem Feld, dem gesellschaftlichen Sein überhaupt. Allein die „schwach-transzendierende Kraft" („Nachmetaphysisches Denken") des „zwanglosen Zwangs des besseren Arguments" vermag zu gewährleisten, daß nicht länger der Ball als Inkorporation der Möglichkeit überschreitender Tor- und Seitenausliniengeltungen zur falschen Wirklichkeit sozialer Kognitionstotalität gerinnt. Also: Zwar bleibt der Ball und sein unwiderstehlicher Drang zur Grenzüberschreitung, ja negativ-differenten Tätigkeit und Bewegungslust noch stets das Skandalon der sehr späten Frankfurter Schule und Diskursethik zumal. Aber so mausert sich die Sache, wenn Kant und Wittgenstein zusammengedacht werden. Wurde aber auch Zeit.

Nach Habermas sieht die Tabelle zum Saisonabschluß dann wie in Abb. 1 aus.
Der Osten also steigt überwiegend ab („Nachholende Revolution"). 44 Füße und ein Rasen finden sich recht passabel zurecht. Auf welcher Strecke aber bleibt „die Versöhnung von Allgemeinem und Besonderem, von Regel und spezifischem Anspruch des Gegenstandes, in deren Vollzug Stil allein Gestalt gewinnt" (Horkheimer/Adorno)?

1.	Alemannia Aachen	0:0	34:34
2.	Blau-Weiß Berlin	0:0	34:34
3.	Chemnitz	0:0	34:34
15.	Eintracht Frankfurt	0:0	34:34
16.	Vfl Weimar	0:0	34:34
17.	Y-Ton Xanten	0:0	34:34
18.	Zeiss Zwickau	0:0	34:34

Was wissen wir bislang? Im Zentrum rollt der Ball als unerreichbares Objekt der auf ewig unstillbaren Begierde. Mit dem Leder identisch zu werden, soll dem Subjekt versagt sein. Darin bleiben Ball und Spieler Skylla und Charybdis der modernen Verzweiflung. Noch im Ball aber - dem „Runden"! - ruht zugleich das archimedische „Hier!", dessen seinem Wesen inskribierter, immerfort drohender Entzug auf jenes deutet, das unaussprechlich zur Anwesenheit drängt. Die Grenze seiner Bewegung noch signalisiert ein „Es muß anders sein". Vermöge seiner transzendentalen Bestimmung, stets die Gefahr des Außen als den Einbruch abstrakter Alterität zum Ganzen zu markieren, überschreitet er sein In-Sein hinsichtlich des Nichtmehrbeiseins oder auch: Tores. „Ich entkomme nicht, es sei denn über die eigene Grenze." (Volker Braun, Ostdichter) Der Ball: das zwar kaum einholbare, aber dennoch in ihm selbst projektierte Andere der Vernunft. Der Regel. Des Ganzallen. Nie lagen und liegen fortan das Absolute und der Schrecken (Hegel) näher beisammen als im rollenden, flatternden, fliegenden, springenden, tänzelnden, galoppierenden, rasenden, ruhenden Ball. Na ja schön. „unhaltbare bälle: der höhepunkt/ lustschrei aus männergurgeln/ das tor ist weiblich" (Manfred Schwab).

Ist der Ball einmal wieder ins Spiel gebracht, so muß sich jenes seiner Idee nach mit diesem vermählen, mit dem Schiedsrichter sozusagen. Erst dann, wenn der Ball in vollem Umfang die Torlinie überschritten hat, ereicht der Sinn des Spiels sein Ziel, siehe Sartre. Aber: der Schiedsrichter muß pfeifen. Andernfalls werden auch alle denkbaren Torraumszenen sinnlos. „Ein Mann pfeift./ Der Mann ist entschlossen. (...) Der Mann/ zeigt zur Abschreckung/ die rote Karte./ Er steht/ unter/ Polizeischutz." (Fritz Pratz)

So steht zu vermuten, daß der wahre Fußball in spätadornitischer Sicht der Fußball ohne Ball und Schiedsrichter sein müßte. Der Fuß löste sich vom Ball, und die Idee kehrte in ihren Grund zurück, während kleistisch sie „seinen Fuß wie eine Marionette heben" (Sillitoe). Erst revolutionärer Fußball errettet das Spiel ohne Ball: „Ihr müßt die Räume aufreißen." Dann entschwinden alle obsessiven Begegnungen

mit Bällen, die mit den Menschen spielen. „Die Mannschaften, ängstlich darauf bedacht, das Leder nur nicht wieder aus dem Spielfeld zu befördern, bewachten sorgfältig den Ball, verlangsamten das Tempo und spielten in vorsichtigen Kombinationen einander gemächlich das Leder zu.“ (Hermann Kasack)

Nicht alles, aber das Wesentliche dieser ins Haus stehenden Tendenzen hat wohl Habermas zu verantworten. „Aber was bitte macht Fußball *links*?“, fragt dann zurecht AKUT 262 im Mai 1994.

Wie steht's nun, anders gefragt, um den „hegelianischen Fußball“ (Böttiger), den eine deutsche Mannschaft 1972 mit Günter Netzer zu zelebrieren vermochte, geradezu heute? Und wer erwiese sich als der Richtige, ihn gegenstandsgerecht in die Wortkunst hinüberzuspielen und -retten? Ob Rilke der passende Poet gewesen wäre, den modernen Konstellationen von Subjekt, Klasse und historischer Dialektik zu huldigen? Wohl ebensowenig wie die sozialdemokratischen Werkslyriker der Siebziger. Nein, es schaut düster drein am Horizont. Die fünfziger Jahre haben's nicht gepackt, im Gegenteil; kurz flackerten dann die Sterne Ludwig Harigs, Gerhard Rühms am Firmament. Und heute umgreift den Dichter der „Hymne auf Bum Kun Cha“ und der Dramolette „Standardsituationen“, Eckhard Henscheid, der sentimentale Gedanke, daß angesichts des standardisierten Ballgeschiebes, unter der Fron von Pässen eines Lothar Matthäus, die über dessen gestörtes Verhältnis zum Ball, den es möglichst flott vom Fuß zu lassen gilt, Auskunft geben, das Verhältnis des Literaten zum Fußball mittlerweile „negativ dialektisch belastet ist. Dialektisch ist es ja immer, wenn ein Schriftsteller sich so sehr für den Fußball echauffiert“. Helmut Böttiger konsterniert: „Es gibt keine Dialektik mehr, zumindest nicht in Europa.“ Wahrscheinlich seit Hegel und Marx ja auch überhaupt nicht mehr, es sei denn negativ-dialektisch, „weil der Augenblick ihrer Verwirklichung versäumt ward“ (Adorno).

Dabei hatte sich alles einmal gut angelassen. 1974 hievten Ror Wolf und Eckhard Henscheid gemeinsam den von Bundestrainer Schön auf der Bank geparkten Bernd Hölzenbein erst auf die erste Seite des FAZ-Feuilletons (Kulturchef Reich-Ranicki weilte im Urlaub) und dann in die Endspiel-Mannschaft, der Holz schließlich mit einer gekonnten Schwalbe den Ausgleich per Elfmeter und letztlich gar den Titelgewinn bescherte. Das Interview, eine komisch-abstruse Replik auf die Expertenwelt, ist mittlerweile selbst legendär, unverzichtbarer Bestandteil einer noch zu schreibenden Literaturgeschichte der Fußballdichtung. So war dem Fußball von Schriftstellerseite bei- und nahezukommen. Vollendet hat die elegische, prosaische, lyrisch-konstruktive, wer weiß wie zu vollbringende Vermählung von Fußballwelt und Welterkenntnis Ror Wolf, „ein Freund des Fußballs“ (Rudi Michel). Er als einziger stellte es wohl für alle Zeiten richtig an. Seine Bücher zum Thema sind die eines Experten, der seine guten fünfzehn Jahre auf Plätzen, in Fan-Bussen, am Rand der Trainingsanlagen, unterm Tribünendach, am Tresen, hinter Kabinentüren und neben der Seitenlinie gesammelt, geforscht und zugehört hat, um Sonette, Stanzen, Collagen, Montagen, Hörspiele und serielle Prosa aus Materialien zusammenzusetzen, die der einzigen demokratischen Expertenszene dieser Welt entstammen: dem Fußballsport. Als tiefere Begründung und analytische Durchdringung entfalten seine Beiträge zu und aus der Welt des Fußballs jene Expertenschaft, die Brecht möglicherweise angedacht hatte - jeder, der mit dem Fußball literarische Verbindungen eingehen will, andere, die sich für den Fußball aufgeben, jedoch selten bis eigentlich gar nicht mit den Künsten liieren mögen, sie alle werden beim Wort genommen. Der Ernst, der ihnen gezollt wird, macht den Spaß. Wolf zerhackt die Fußballwelt, um sie in verwirrenden Neukombinationen zusammenzusetzen. Durch die auf vielfachen Wegen erzielte ästhetische Entfremdung vom Gegenstand kommt er dem Fußball so nahe, daß seine phänomenale Welt im Text als „Wahrheit, (die) absolut ist, das heißt frei von allen Beziehungen, Bedingungen, unabhängig, unbedingt, uneingeschränkt, vollkommen, schlechthin wahr“ (Ludwig Harig) erscheint. Noch das reine Zitat gestaltet sich als erkenntnisbefördernde Rede, hinter der „verblasene Magie“ (Harig) von Mal zu Mal 'gefährlicher' lauert. Freiheit durch Konstruktion nannte Adorno die der Avantgarde entsprungenen Kompositionstechniken solcher Texte.

Ror Wolf redet nicht über Fußball oder an ihm vorbei, fabuliert nicht um ihn herum, sondern spricht von ihm, läßt ihn reden. Nichts muß erläutert werden, in Analogie zum Spiel selbst ist der Sinngehalt des Fußballs das Sichselbst-Verstehende: „Niemand braucht es in der Rede zu erklären oder eine kontemplative Sicht davon anzunehmen.“ Und doch drohen jedem Wortspiel und jedem wirklichen Ein- und Abbruch aufgrund seiner jeweiligen „gegenwärtigen Besonderheiten (der Schmutz vielleicht oder der Wind usw.)“ (Sartre).

Moräst und Schlamm und Sturm jawohl und Regen / Der Regen fällt herab, als es beginnt./ Das Gras ist naß. Im Kessel braust der Wind. / Die Schirme gehen auf. Die Schauer fegen. // Es knarrt am Dach. Das Regenwasser rinnt. / Der Nebel schwebt. Man sieht sich was bewegen. / Es kommt jemand und jemand geht entgegen / Und jemand patscht vorbei und stochert blind, // Und stampft und dampft und hat ihn nicht erreicht. / Das Feld ist leer. Der Weg zum Tor verstopft. / Die Pfütze spritzt und jemand ganz durchweicht // Und jemand triefend dort und jemand tropft. / In dieser Suppe sieht man nun vielleicht, / Wie matt das Leder an den Pfosten klopft.

Es klopft das Leder an den Pfosten, und später läuft der Rammer auf.

Der Meister wirbelt hungrig übers Feld / Und füttert seine Spatzen sehr geschickt. / Er tanzt durch alle Sperren, quirlt und zwickt. / Vom Flutlicht ist der Rasen jetzt erhellt. // Der Rammer zugedeckt und kaltgestellt. / Der Brecher auf der Linie, ganz geknickt. / Das Leder hängt im Netz, hineingenickt. / Im halben Lande stöhnt die Fußballwelt. // Der Trainer auf der Bank, man sieht ihn fluchen. / Sein Kopf sitzt locker und eventuell / Beißt man im Herbst schon in den Abstiegskuchen. // Der Rammer steht herum und ganz speziell / Den Brecher muß man mit der Lupe suchen. / Da muß sich vieles ändern und zwar schnell.

Von Anfang bis Ende lupenrein konstruiert sind die zwölf Rammer & Brecher-Sonette, und sie wandeln stets am Rande des einbrechenden Entsetzens. Fast will es scheinen, als legten sie Zeugnis ab von der in Natur zurückverwandelten Kultur, in deren bürgerlich ruhiger Mitte doch der Ausbruch ins Katastrophische zu erwarten ist. Bewegung aber, nachgerade das Herz des Spieles als Geschehen, fordert der Ball. Den Ball fordern die Spieler.

Ludwig Harig verglich die Wolfsche Methode mit den sichtlich das Schreiben denkend nachvollziehenden Satzbewegungen bei Kafka. Gefährdung und Aufhebung des Fußballs in der Textwelt bedingen einander deshalb so eng, weil beide ästhetischen Optionen genuine Resultate der Materialkunst sind, die ihre Stoffe sammelt, sortiert, knetet und in Form bringt. Sie läßt den Gegenstand frei, indem sie ihm die denkbar genaueste Aufmerksamkeit schenkt.

Und dann nimmt der Dichter Ror Wolf 1990 Abschied vom Fußball, und Fußball und Literatur und ihre innige Gemeinsamkeit werden eingetrübt und sind seither nicht wieder ins Licht gesetzt worden.

Ein wahrscheinlich letzter, ein Dichter wahrhaft beckettscher Endspiel-Dimension aber betrat dann später doch noch einmal die Bühne: Erich Rutemöller, dem der Fußball als späte Gestalt der Totalität im Moment ihres glorios unbeholfenen Zerfalls über die Lippen rann. „Machett Otze“, sprach er in seinen mittlerweile nach Japan verzogenen Mittelstürmer Ordenewitz ein, als dieser während eines gewöhnlichen Bundesligakicks seinen eigenen Platzverweis per Gelb-Roter zu provozieren, damit eine vorzeitige Sperre einzufahren und schließlich die Teilnahme am DFB-Pokal-Endspiel sicherzustellen plante. Machett Otze, hauen um. Etwas Uneinholbares, Substantiell-Ästhetisches weht seither in dieser Formel nach; ja woher: Carl Schmittsches. Doch: Dezision bleibt, was im Fußball das Skandalon kapitalistischer Vergesellschaftung reartikuliert und transzendiert auf Eschaton und Pergamon hinauf , wo „dem glücklichen Einstand von Totalem und Partikularem“ (Adorno) Weh und Wohl gedeihen und „ein Hinweis auf nicht eingelöste Versprechen“ (Jens) die ...

Die Karte hat Ordenewitz gesehen.

Weiter ziehen Ball und Weltkugel ihre Runden, und Gattungs- wie Literaturgeschichte schreiten mächtig voran. Was aber, zum abermaligen Male, wenn alles ganz anders wäre? Wenn auf den schweren Geläufen und in den lichten Sphären des Fußballebens mit den Händen greifbar würde, daß sich letztlich alles, jawohl: im großen und ganzen die unauslotbare Welttotale um den Ball dreht? Da im Fußball der letzte Funken der Vernunft glüht, das Reich der Freiheit floriert, weil seine Praxis verspricht, was allen beschieden sein sollte: nimmersatte Sozialität; wahre Existenzsprünge, „bis ihn wieder ein wunderbar vollendet geköpfter Ball mitriß, daß sein Herz noch höher flog wie der Ball“ (Ödön von Horvath).

Weil nur im Fußball die Versöhnung von Aisthesis, Vernunft und Leidenschaften als Traum von der richtig eingerichteten Gesellschaft gegenwärtig bleibt, drängt im Ball die Totalität zum Wesen ihres Erscheinens. „Nur da ist der Ball ganz Mensch/ wo er spielt“ (Uwe Herms). Aber anders herum, weiß der Geier - „vielleicht hört der Fußball jetzt überhaupt auf“ (Kafka) **JÜRGEN ROTH**

Dank gilt Frieder Dittmar für taktikrelevante Hinweise auf dem Feld der Existentialhermeneutik und Thomas Roth, der das Apel-Typoskript (für die vollständige Fassung) erstellt hat.

MEINHARD CREYDT

Erlebnis und Gesellschaft

Ob in 'Das Argument' (H. 2OO, 1993), ob in der linken schweizer Theoriezeitschrift 'Widerspruch' (H. 26, Dez. 1993) oder von O. Kallscheuer in der 'Berliner Zeitung', in der 'Kommune' sowieso einhellig wurde Gerhard Schulzes kultursoziologisches und zeitdiagnostisches Werk 'Die Erlebnisgesellschaft' als 'spannend' empfunden. Als wollten die Rezensenten gleich selbst Schulzes Theorem verifizieren, das Leben werde gesellschaftlich immer mehr zum Erlebnisprojekt und der Erlebniswert sei für unsere Wahl zwischen Konsumartikel, Eßgewohnheiten, Figuren des politischen Lebens, Berufen, Partnern, Wohnsituationen, Kind oder Kinderlosigkeit entscheidend. Ich möchte hier weder Schulzes Darstellung fünf großer soziokultureller Lebensstilmilieus würdigen, noch das von Schulze dafür ausgebreitete Material diskutieren, sondern mich den Denkformen zuwenden, in denen der Verfasser es theoretisch organisiert.

Daß in der linken Öffentlichkeit allein die Stoffe des Buches Thema waren, hat mit jener 'spezifischen Intelligenz' zu tun, über die J. Hirsch in der *links* 3/94 bemerkte, die Linke werde „immer sektoraler und bereichsspezifischer, defensiver, auf punktuelle Mißstände, spezifische soziale Gruppen und aktuelle Konflikte konzentriert. Was weitgehend fehlt, ist eine etwas umfassendere gesellschaftliche Perspektive“ und Theorie, die nicht vor der erscheinenden Besonderheit ihrer Gegenstände deren gesellschaftsspezifischen Zusammenhang aus den Augen verliert und umgekehrt.

Schulze kappt in der Auffassung von Lebensstil als „weitgehend unabhängigem Kern der sozialen Gruppenbildung“ (Honneth) den gewiß allein über viele Vermittlungen herstellbaren Bezug der Lebensstile zu praxis-, lage- und positionsspezifischen Gründen der in dieser Gesellschaft vorstrukturierten Erfahrungen. Seine soziokulturellen Milieus möchte Schulze nicht mit der sozialen Arbeitsteilung vermitteln, vielmehr mit dem „Modus des Wählens“ (207). Aus der Betonung der Freiheitsgrade des Bewußtseins heraus und aus der beglückten Irritation des Forschers über das Faktum, daß doch tatsächlich Leute aus sozial gleicher Lage nicht unbedingt das Gleiche wollen , überzieht Schulze die Indetermination, obwohl er selbst vielfältig den Bezug zu objektiv sozialstrukturell verteilten in der Arbeit herausgeforderten und entwickelten Fähigkeiten, Bedürfnissen und Sinnen skizziert (s. S. 406, s. 6. Kapitel).

Schwerer als das sozialstrukturelle Defizit wiegt Schulzes Absicht, von der sozialen Konstitution von Bewußtsein, Subjektivität und Habitus abzusehen. Schulze faßt das Bewußtsein von der (ihm zufolge in der 'Erlebnisgesellschaft' dominierenden) kulturellen Milieugliederung als zentral für ihr Zustandekommen auf: Die Milieus gliedern sich nach einer semantischen Ordnung und seien „kognitionspsychologisch“ begründet (351).

Daß Menschen Erfahrungen praxis-, lage- und positionsspezifisch machen, für deren 'Verarbeitung' bestimmt Bewußtseins- in und Ideologieformen naheliegen, die Individuen sich in einem Milieu gegenseitiger Wiedererkennung oder zumindest Nähe zusammenfinden und dann andere Milieus wahrnehmen, wird bei Schulze zu'gunsten' einer Ordnung ausgeblendet, die wischen den Milieus existiert. Ursprünglich für sie erscheint der Bezug auf andere Milieus. Das Individuum ist nicht bereits in die Gesellschaft verwoben, ist nicht in der Welt , sondern hat zunächst vor allem ein allgemeines Orientierungsproblem. „Auf eine Kurzformel gebracht, ist die folgende Analyse ein Versuch, die Gesellschaft der Gegenwart aus dem allgemeinen Bemühen um Orientierung zu deuten.“ (72) Aus der individuellen Anlehnung an gesellschaftliche Strukturen und ihrer subjektiven Umwidmung zum Außenhalt für das Bewußtsein wird bei Schulze, der doch sonst so kulturkritisch die „Funktionalisierung der äußeren Umstände für das Innenleben“ (35) diagnostiziert, die Geburt der Struktur aus der Abwendung des Chaos. Ordnung erscheint so allein im Dienst der Ermäßigung von „Unsicherheit, die mit Wahlfreiheit im allgemeinen verbunden ist, mit innenorientiertem Handeln im besonderen“(76). Als „kollektiv konstruierte Muster“ rangieren bei Schulze friedlich nebeneinander auf einer Bedeutungsebene „alltagsästhetische Schemata, normale Existenzformen, existentielle Anschauungsweisen und anderes“ (76).

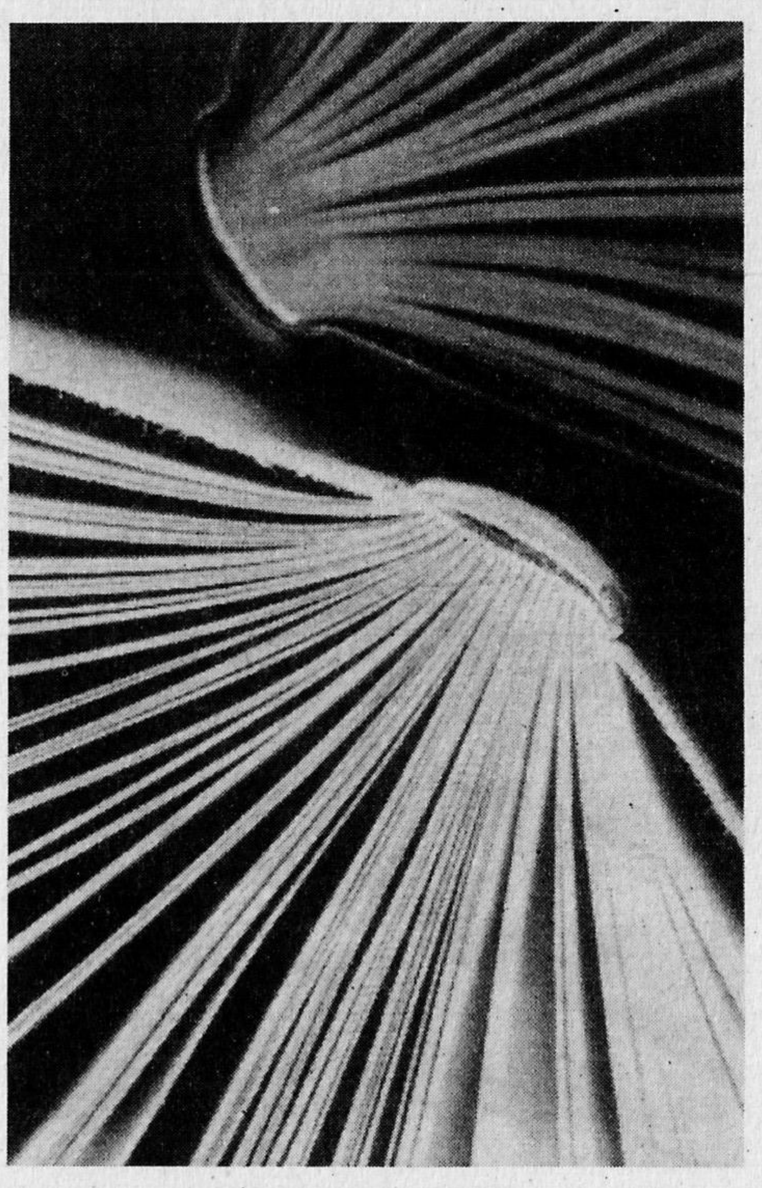
Die damit mögliche Unübersichtlichkeit der Unterscheidungen wächst sich zu einer der vorrangigen und theorieleitenden Sorgen von Schulze aus.“ Wahrscheinlich gibt es in jeder Gesellschaft eine Tendenz zu einer soziokulturellen Einfachstruktur, und zwar deshalb, weil die Gesellschaftsmitglieder vor denselben erkenntnistheoretischen Problemen stehen wie der Gesellschaftsanalytiker.“ (211)

Eine kritische Analyse hält das gesellschaftsimmanente Orientierungswissen und die Konstitution von Gesellschaft auseinander. Deren Analyse zeigt, wie Geld, Kapital usw. sich gegen die Individuen verselbständigen und zugleich ein Bewußtsein von ihnen nahelegen, das sie als Mittel der Individuen bzw. als Bedingung der Verfolgung ihrer Interessen auffaßt. Schulze verfehlt den Unterschied zwischen der Analyse von Phänomenen und ihrer gedanklichen Aneignung und Verdolmetschung als den Menschen dienliche Einrichtungen. 'Gesellschaftsanalytiker' stehen vor anderen Erkenntnispro-

blemen als 'Gesellschaftsmitglieder': Den Verzicht auf das Denken in Kategorien sozialer Konstitution bezahlt Schulze mit der anthropologischen Fundierung von Erscheinungen, die gewiß älter sind als die bürgerliche Welt, zugleich aber in ihr eine ihnen eigene Bedeutung gewinnen. Demgegenüber „spricht" Schulze zufolge „viel für die Annahme, daß Rangstreben eine angeborene Disposition ist... Durch die komparative, ordinale Organisation des Denkens gewinnt der Mensch eine Systematisierungsmöglichkeit, die ihm den Aufbau effizienter Wirklichkeitsmodelle erlaubt." (286)

Produktionsverhältnisse geraten Schulze zu einer objektiven Bedingung des Lebens, ganz so wie etwa die Quantität der Güterausstattung. Damit verschwindet der Unterschied zwischen den Bedingungen des Lebens und sozialen Strukturen, die sich hinter dem Rücken der Menschen nichtnormativ und nichtintentional aufbauen. Die vielfältigen Enteignungen in der gesellschaftlichen Welt werden durch die ihr eigenen Bewußtseinsformen zu einem Verhältnis von harter, in ihrer Heteronomie weitgehend unumstößlicher Außenwelt einerseits und Subjekten andererseits auseinandergelegt. Auf die als sachliche Bedingungen ihrer Existenz erscheinende Welt beziehen sich die Menschen in ihrer Freiheit, Individualität und Autonomie. Ihnen muß und kann es vorrangig darauf ankommen, sich der Verhältnisse zu bedienen, in die sie als Dienende eintreten. Zur Enteignung gehört die Enteignung vom Bewußtsein des eigenen Involviertsein in die zur Außenwelt geschrumpfte Welt. Diese erscheint, soweit außerhalb ihrer sachlich natürlichen Bestimmtheit überhaupt von ihrer Gestaltung die Rede sein kann, als durch das Bewußtsein von ihr bestimmt. Folgerichtig erhält bei Schulze der „Bereich des Subjektiven in dieser Untersuchung eine so zentrale theoretische Stellung. Dafür, gerade diese Entscheidung zu treffen und nicht etwa objektive Gesichtspunkte ins Zentrum zu stellen (bspw. Produktionsverhältnisse, technische Entwicklung, Güterausstattung), spricht die alte soziologische Überlegung, daß die Organisation sozialen Handelns auf Interpretationen aufbaut, mögen sie noch so schief sein." (71)

Zum Schluß des Buches bringt Schulze'die Intervention, die die 'Erlebnisgesellschaft' neben manchen interessanten Beobachtungen theoretisch darstellt, auf den Begriff: „Dem rasch populär gewordenen soziologischen Konsens der sechziger Jahre entsprechend, sieht man das Publikum üblicherweise in Abhängigkeit von gesellschaftlichen Bedingungen." (549) Schulze reduziert weite Teile der Gesellschaftstheorie auf Bedingungsdenken und faßt das so gewonnene Konstrukt, das als gültige Charakterisierung 'festzuklopfen' er nicht müde wird, auch noch gleich vom Standpunkt des Subjekts auf. Aus der Perspektive des sozialen Sinns,



den das Subjekt seinen Handlungen beilegt, mißrät dann Schulze zufolge die Rede von 'gesellschaftlichen Bedingungen' zur Entschuldigung bzw. zum Vorbringen „mildernder Umstände infolge verminderter Zurechnungsfähigkeit „sowie als „ fürsorgliche Entmündigung" (549).

Schulze kann schließlich im letzten Satz des Buches nicht das wenig überraschende Urteil über das Subjekt vermeiden, es sei, einmal als Dreh und Angelpunkt gesetzt, als allenfalls beschränkt und bedingt aufgefaßt und nicht selbst als gesellschaftlich konstituiert erklärt, für 'seine' Strukturen schon selbst verantwortlich: „Wir, das Publikum, müssen erkennen, daß wir die Situation, in der wir uns befinden, nicht anders verdienen." (549)

Möchte Schulze „ Orientierungen mit denjenigen Techniken gewinnen, die in der sozialen Wirklichkeit selbst dominieren" (337), so kann er mit der naiv nachvollzogenen Unterstellung der sozialen Verhältnisse als sachlicher Randbedingung des individuellen Lebens gerade nicht jene Figur des Erlebnisbürgers theoretisch konstituieren, die das Thema seines Buches darstellt. Erst auf der Grundlage der Nichtgewißheit der in das Bewußtsein, in die Subjektivität, in Habitus und Mentalität eingehenden Verbindungen und Verknüpfungen ihres sozialen InderWelt-Seins in ihrer Reichweite, Bedeutung und Wertigkeit neigen die auf sich selbst zurückgeworfenen Individuen dazu, sich selbst zu kultivieren. Dies um so eher, als sie in der gesellschaftlichen Wirklichkeit dauernd als Subjekt angesprochen und verantwortlich gemacht werden. Erst auf der Grundlage der Vorstellung vom Glück als Bürgerrecht wird es zur Pflicht des Subjekts in der Sorge um sich selbst. Noch angesicht des praktisch zugleich dauernd an ihm vollzogenen Dementi seines Subjektstolzes liegt die Verarbeitung der Überforderungen und gegensätzlichen Handlungsanforderungen als narzißtische Kränkung nahe. Für die Vermeidung der Selbst-Enttäuschung halten sich die Subjekte u.a. an Erlebnisse und depotenzieren dafür die Gehalte des ihnen als Erlebnis Geltenden zum Ausweis ihres Gelingens als erfolgreiche Gestalter eines erlebnisreichen Lebens. Der Maßstab, als Beleg für ein reiches Leben gelten zu sollen, macht sich gegenüber dem jeweils Erlebten selbständig und subsumiert es.

Erscheint die Gesellschaft als Alltag, dieser aus sich heraus als eher öde, Glück als Gegenmoment zu ihm und entsprechend flüchtig und außergewöhnlich, so muß als Perspektive innerhalb des zugleich nicht ernstgenommenen und zur Welt schlechthin ontologisierten Negativen allein dessen Durchsetzung mit dem 'Goldstaub' der Erlebnisse gelten. Für den richtigen Erlebnisgenuß wiederum erweist sich die psychologische Autosuggestion als förderlich. Ihr folgend wird die Vorstellung, die Individuen seien für ihr Leben jeweils selbst verantwortlich , aus der harten Außenwelt und der Existenz in ihr auf deren subjektive Verarbeitung rückgewendet mit der Perspektive, das Indivduum möge Freunde vorrangig an sich selbst genießen. Hedonismus als Gestalt ermatteter Hoffnung und als Schutzblende gegen Bedrohung verbindet sich hier mit Pragmatismus. Er bestimmt die individuellen Erkenntnisse und Anliegen negativ vom Ma×stab ihres Nichtscheiterns her – Enttäuschungsvermeidung qua Icheinschränkung. Die 'Erlebnisgesellschaft' ist bis in ihren Genuß hinein verschmolzen mit der Abwehrform der Ironisierung und der milden Resignation des Humors, mit der man dem Schauspiel vergnügt zusieht, in der Überzeugung, daß es nicht viel taugt. Gemessen an der 'Intensität' der Ereignisse gilt die Arbeit an der Gegenwart gegen ihre (ökonomische, ideologische, politische, moralische, ästhetische, psychologische) Entwirklichung als ' banal'. Aktualität und Gegenwart werden miteinander verwechselt, im dramatischen Konzept des Lebens fehlt der Sinn für das Werden und die plastische Kraft. „Wie es aber eine leere Breite gibt, so auch eine leere Tiefe, wie eine Extension ohne Substanz, die sich in endlicher Mannigfaltigkeit ergießt, ohne Kraft, sie zusammenzuhalten, so eine gehaltlose Intensität, welche, als (lautere) Kraft ohne Ausbreitung sich haltend, dasselbe ist, was die Oberflächlichkeit." (Hegel)

Im Zuge von 'Individualisierung' und 'Selbstverwirklichung' wird, im Unterschied zu einem defensiven Zurechtkommen mit den Verhältnissen, die scheinhafte Souveränität des 'Bonvivant' qua 'Lebenskunst' imaginiert. In dieser Perspektive tauchen die Individuen und ihre Probleme eher als ein einziges Defizit in puncto Selbststilisierung und -inszenierung auf. Auch so stärkt sich

Verdrängung im Westen – Abrechnung mit dem Osten?

224 Seiten, 32 Mark
Mit einem Vorwort von Heinrich Hannover

Die politische Verfolgung von Kommunistinnen und Kommunisten, »Sympathisanten« und unabhängigen Linken in den fünfziger und sechziger Jahren gehört zu den Tabu-Themen der Bundesrepublik. Gegen weit über 200 000 Menschen, meist schon unter den Nazis verfolgt, wurde in der Hochzeit des kalten Kriegs ermittelt, mit gravierenden strafrechtlichen und sozialen Folgen für die Betroffenen und ihre Angehörigen. Tausende wurden wegen ihrer politschen Arbeit zu Gefängnisstrafen verurteilt. Eine Rehabilitierung wird ihnen bis heute verweigert.
Nach dem Ende des kalten Kriegs und der Vereinigung der beiden deutschen Staaten ist es höchste Zeit anzuerkennen, daß es auch in der alten Bundesrepublik Opfer politischer Verfolgung gab. Doch während die dunklen Seiten der westdeutschen Geschichte weitgehend verdrängt werden, gerät die Aufarbeitung der DDR-Vergangenheit streckenweise zu einer Pauschalabrechnung. Auch davon handelt dieses Buch.

Konkret Literatur Verlag
Hoheluftchaussee 74
20253 Hamburg

ein 'Diskurs' der ' Vorzüglichkeit' und des 'Rangs'. Es bleibt 'Pop-Linken' vorbehalten, das Distinktions- und Imponiergehabe, die Jagd nach der Beute, die dem nichts gewinnenden 'Sieger' in der profilneurotischen Konkurrenz um Überbietung und Hipness zufällt, sowie regressive in/out Abgrenzungen zum 'subversiven' Phänomen von 'Dissidenz' zu stilisieren. Mit ihrem Avantgardekonformismus und einem ebenso zwanghaften wie lärmendem Innovationspathos sind die Werbetexter der Zeitgeistmagazine ihren Lesern immer genau nur um den gerade immer neuen einen Trend voraus bzw. um das, was sie dafür halten. Abzuwarten bleibt für das Zeitschriftenprojekt 'Beute', inwieweit hier mehr entsteht als die etwas rabiatere und (berufs-) jugendkulturelle Version eines Gemischtwarenladens des Nonkonformismus, für den die doch eigentlich 'aufregendere' Selbstbezeichnung 'Freibeuter' leider schon vergeben war.

Notwendig wird in der 'Erlebnisgesellschaft' die Verobjektivierung und Veranstaltung des Lebens zum Erleben und die Punktualisierung und Dramatisierung des Erlebens zum Erlebnis. Die erscheinende Undurchsichtigkeit und Fragmentierung der sozialen Wirklichkeit wird zugleich ästhetisierend 'überwunden' und in höherer Potenz reproduziert durch die Isolierung des Inhalts aus seinen Zusammenhängen. Von ihnen sieht ab, wer es auf 'interesseloses Wohlgefallen' abgesehen hat. Inhalte erscheinen dann als Vehikel oder Gelegenheit des Genusses. Der ' Chauvinismus des imaginativen Ich' (Bohrer) mit seinem ' Drang zur ästhetischen Ausbeutung jeglichen Erlebens ohne Rücksicht auf seine Herkunft' (Peter Furth) führt zu 'ethischer Inappellabilität' und 'Lieblosigkeit' der Erlebnisbürger (M. Weber).

Schein als die durch die Nichtgewißheit konstitutiver Zusammenhänge und Eingebundenheiten ermöglichten Effekte von Unmittelbarkeit und Selbständigkeit wird in der Erlebnisgesellschaft nicht zum Problem, vielmehr zum affirmativen Ausgangspunkt ihrer Vorstellung von Reichtum. Reichtum und Genuß werden nicht im aus ihren sozialen Verkehrungen herauszuarbeitenden Bezug von Menschen zueinander über Tätigkeiten ihrer gesellschaftlichen Lebensgestaltung i.w.S. gesucht. Vielmehr erscheint als Reichtum eine an interessanten Erlebniseffekten orientierte Resteverwertung und Wiederaufbereitung. In den Bruchstücken einer Welt, von der ihre Mitglieder sozial weitgehend enteignet sind, findet sie ihr Spielmaterial, mit dem sich konfusionistisch 'spannend' dekontextualisieren, kompilieren, samplen läßt. Die von ihrer Eigenbedeutung entwirklichte soziale Wirklichkeit gerät zur Dispositionsmasse des in den Enklaven des Erlebnis möglichen Genusses an Sinnen. Form und Faszinationswerte bestimmen die Filter, durch die Inhalte seligiert und moduliert werden. In dieser hysterieähnlichen Kultivierung von Affekten erscheint noch die Derealisierung der Sinne als 'Genuß'.

Als Momente einer 'Erlebnisgesellschaft' lassen sich zusammenfassend benennen: die Anerkennung einer als Ansammlung von Sachzwängen imponierenden gesellschaftlichen Wirklichkeit, die Konzentration auf die 'Steigerung' des von seiner Wirklichkeit in der Welt weitgehend enteigneten Individuums, die Abwertung der gesellschaftlichen Wirklichkeit zur Bedingung dafür, ihre Umwertung zum Anlaß und Material von Erlebnissen, die entsprechenden Glück, Reichtums und Selbstverwirklichungsvorstellungen (Du bist nichts, Dein Selbst ist alles), die dazugehörigen dramatischen, pragmatischen und psychologischen Lebenskonzepte und als Zweck der ganzen Veranstaltung die imaginierte Souveränität als Subjekt. „Das Subjekt ist durch eine einfache Umkehrung Schöpfer der Welt geworden: es bezeichnet nur das als Welt, was ihm als Anlaß eines Erlebnisses diente." (C. Schmitt)

Mit dieser hier nur skizzenhaft möglichen gesellschaftsspezifischen Anbindung einiger Momente und Effekte der Erlebnisgesellschaft läßt sich gegenüber Schulzes Buch wenigstens dreierlei gewinnen:

Erstens ergeben sich aus den in den modernen Kapitalismus und in die moderne bürgerliche Gesellschaft involvierten Formen des Bewußtseins, der Subjektvität, von Habitus und Mentalität verschiedene (z.B. moralische, politisierende, psychologisierende, dem Rechtsstandpunkt verhaftete, pädagogisierende usw.) subjektive Verarbeitungsweisen. Hans Gerd Prodoehls (Theorie des Alltags, Berlin 1983) Analyse einer utilitaristischen Strategie, einer Strategie der Bereichsabgrenzung, der Wirklichkeitsmodulation und der Wirklichkeitsgestaltung schließt hier an. Die Zeitdiagnose, die alles in eine Bestimmung zusammendrängt (erst die Auto-, Dienstleistungs-, Risiko-, nun die Erlebnisgesellschaft), muß als ebenso unwahrscheinlich wie gewaltsam gelten.

Zweitens entfällt mit der gesellschaftsspezifischen Konstitution von Verarbeitungsformen Schulzes Übergang von der Tatsache, daß alles durch den Kopf und die Sinne der Menschen hindurch muß, zur Beschuldigung der Individuen als verantwortliche Träger 'ihrer' Wirklichkeit.

Drittens läßt sich erst durch das Denken der Formen hindurch, in denen heute subjektive Verarbeitung von Welt sich auf sie festlegt, nach den Sinnen, Fähigkeiten und Bewußtseinsmomenten fragen, die darin nicht aufgehen. Dies auszuführen wäre ein anderes Kapitel. Angesichts der auch in der Linken weit verbreiteten Erlebnis- und Kulturseligkeit kann die Aufmerksamkeit für deren problematische Momente aus einer Schulzes 'Erlebnisgesellschaft' theoretisch reorganisierenden Lektüre viele fruchtbare Anstöße gewinnen. ●

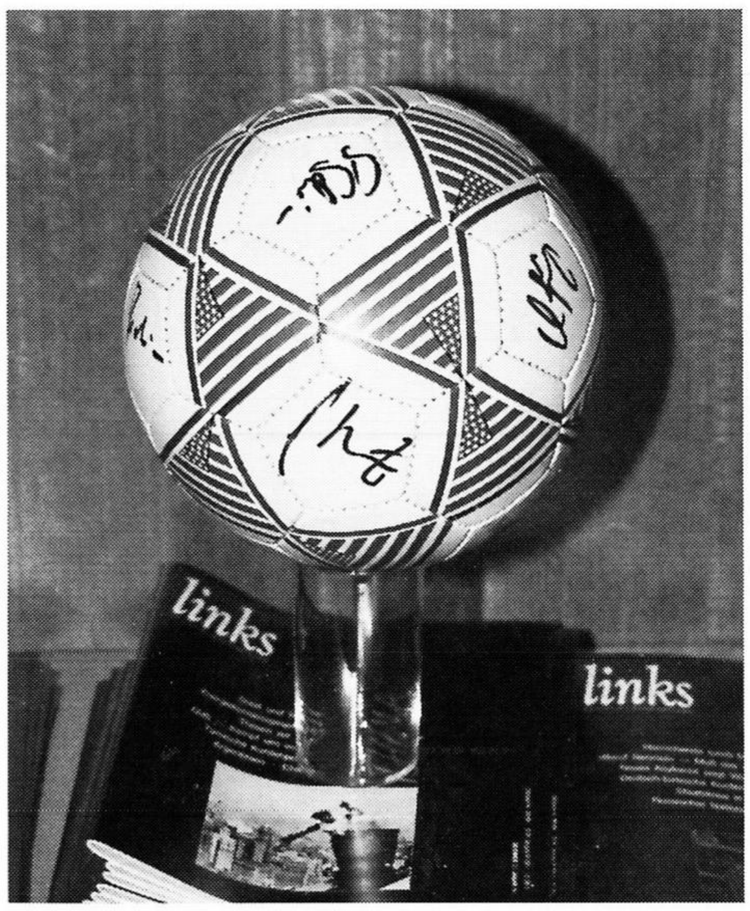
Meinhard Creydt ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der FU Berlin.

Abonnements kann man nicht gewinnen, sondern nur werben. Als Preise winken noch immer Bücher aus dem Verlag Westfälisches Dampfboot.

Unser Sommersonder- und -zusatzangebot: Preise ganz umsonst.

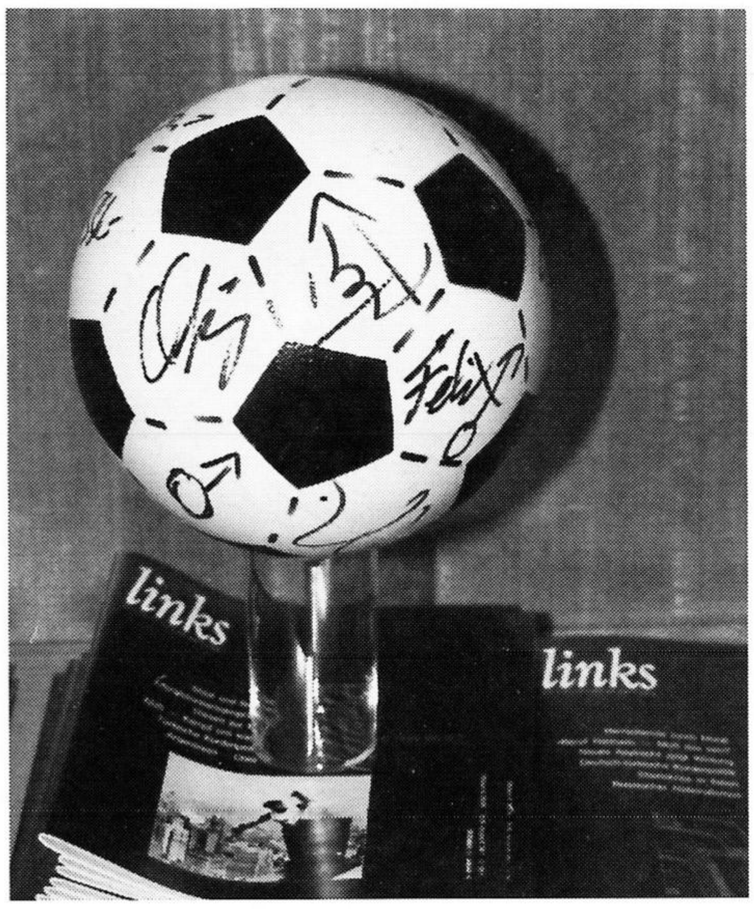
Wer bis zum 5. Juli (Poststempel) seinen Tip über die drei erstplazierten Teams bei der laufenden WM abgibt, kann einen der drei von der *links*-Redaktion handsignierten Bälle gewinnen.

1. Preis



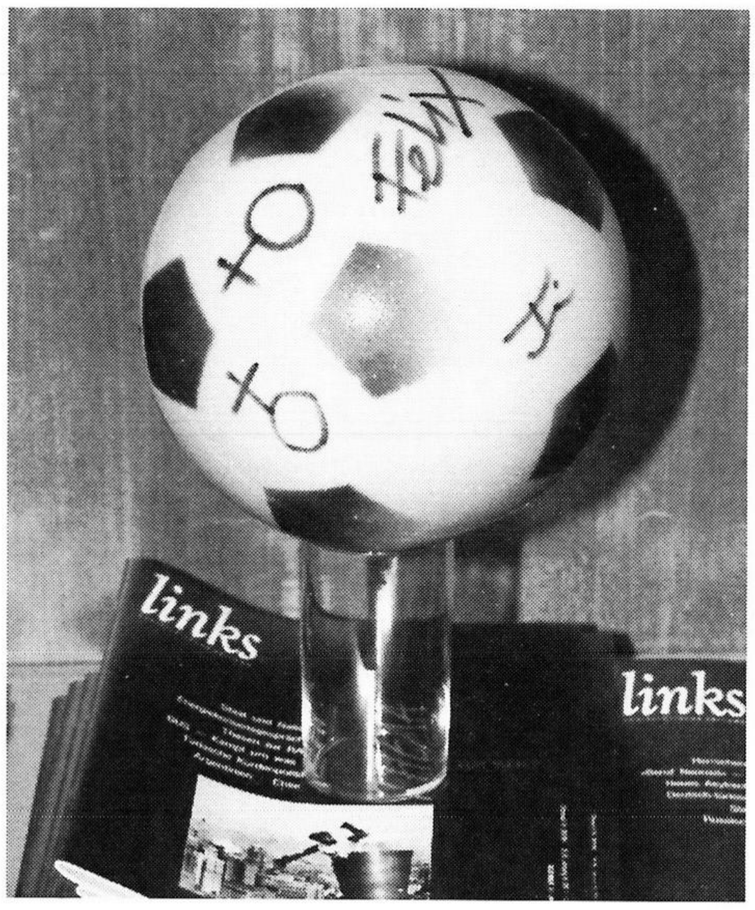
Echt Schweinsleder
Modell Günter Netzer
aufgepumpt mit dem Geist der Utopie

2. Preis



Original Schaumgummi
Modell Katsche Schwarzenbeck
läßt sich kneten und treten

3. Preis



Totsicher Leunaplaste
Modell Toppmöller, *schlecht zu entsorgen, aber wenigstens grundwasserneutral*

Also dann: Postkarte an die Redaktion, und das Spiel beginnt.

als Trostpreis kann der Abo-Bestellschein ausgefüllt werden

Leser werben Leser

Ich habe eine/e neue/n *links*-AbonnentIn geworben und möchte das folgende Buch:

_____

_____

als Geschenk erhalten.

Ich bin *links*-AbonnentIn

_____

Name

und habe nebenstehende/n neue/n LeserIn geworben. Meine Anschrift:

_____

Straße

_____

Wohnort

Vertrauensgarantie: Sie garantieren mir, daß ich diese Vereinbarung schriftlich innerhalb von zehn Tagen durch Mitteilung an den Verlag 2000 (Anschrift wie oben) widerrufen kann. Zur Wahrung der Frist genügt die rechtzeitige Absendung des Widerrufs. Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein weiteres Jahr, wenn es nicht bis zum 31.10. (frühestens 1995) vor Ablauf des bezahlten Bezugszeitraumes gekündigt wird.

Abonnement

Ich abonniere die *links* ab der nächsten erreichbaren Ausgabe.
Das *links*-Jahresabonnement kostet W: DM 75,-/O:DM 50,-, incl. Porto, Versand und MWSt.

☐ Ich zahle diesen Betrag erst nach Erhalt der Rechnung (Luftpostpreise auf Anfrage)

☐ Der Rechnungsbetrag soll von diesem Konto abgebucht werden:

_____

Bankleitzahl Konto-Nr.

_____

Name der Bank

_____

Vor- und Zuname

_____

Straße

_____

PLZ Wohnort

_____

Datum Unterschrift

Geschenk-Abonnement

Eigene Angaben wie oben. Die *links* soll

☐ ½ Jahr

☐ 1 Jahr an folgende Adresse geschickt werden

_____

_____

_____

Ermäßigtes Abonnement

für: StudentInnen, Arbeitslosenhilfe- und SozialhilfempfängerInnen

☐ Ich abonniere die *links* für 56,- DM gegen Vorlage der Studien-, Sozialhilfe- oder Arbeitslosenhilfebescheinigung.

Förder-Abonnement

☐ Ich fördere die *links* mit DM 100,- im Jahr.

☐ Ich fördere die *links* mit DM .....
(Betrag über DM 100,- im Jahr)

☐ Ich möchte eine Einzugsermächtigung.

Schnupper-Abonnement

☐ Ich möchte die nächsten 3 *links*-Ausgaben zum Preis von W: 20,- DM, O: 15,- DM bestellen.
(Bitte Zutreffendes ankreuzen)

_____

Vor- und Zuname

_____

Straße

_____

PLZ Wohnort

_____

Datum Unterschrift

Verlag 2000, Postfach 102062, 63020 Offenbach
Postvertriebsstück D 1600 E Gebühr bezahlt

1

Poppinga, Onno

Hochzeitstr. 5
D 34376 Immenhausen